



**04**/Juni 04

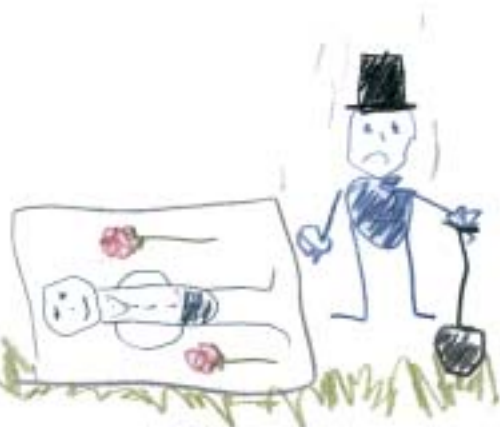
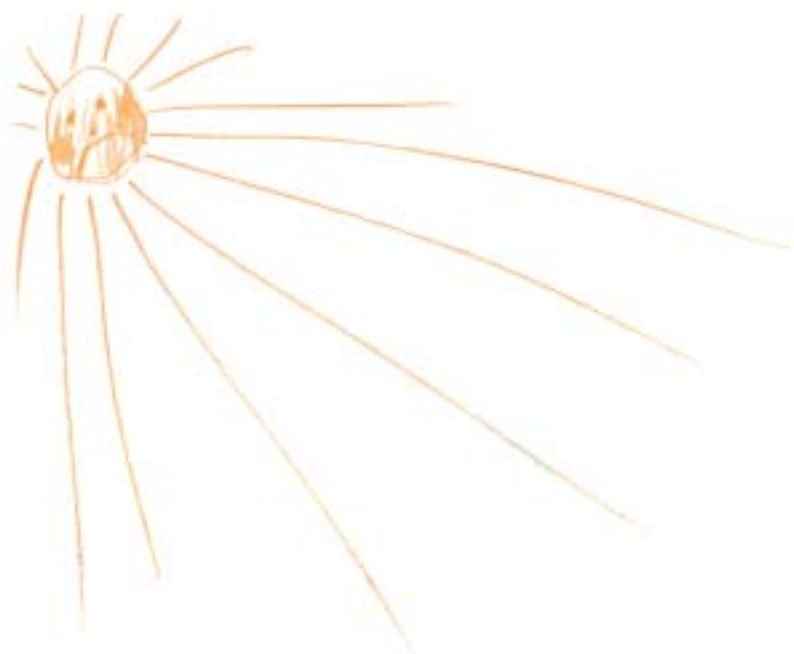
# Behinderung & Pastoral

Internes Forum zum Austausch von Erfahrungen und Informationen für hauptamtlich und ehrenamtlich Engagierte und Interessierte der Behindertenarbeit in Deutschland

**Themenschwerpunkt: Caritas und Pastoral**



„Bäume wachsen in den Himmel“  
(Aus dem gleichnamigen Buch s. Seite 46)  
Foto: Beyer foto.grafik, Berlin



## **INHALT 04/** Juni 04

### **Editorial**

02 *Pfarrer Dr. Hermann-Josef Reuther*

### **Themenschwerpunkt: Caritas und Pastoral**

03 **Caritas und Pastoral – Wie kann zusammenwachsen was zusammengehört**

*Pater Dr. Friedrich Udo Schmälzle OFM*

07 **Caritas und Pastoral – Ungetrennt und unvermischt**

*Dr. Martin Pott*

12 **Psychiatrieseelsorge als Schnittstelle von Caritas und Pastoral**

*Matthias Mader*

14 **Seelsorgliche Begleiter in der Pastoral mit Menschen mit geistiger Behinderung und Mehrfachbehinderung**

*Pfarrer Karl-Hermann Büsch und Dr. habil. Norbert Heinen*

20 **Caritas + Wohin mit dem Kreuz?**

*Diakon Johannes Schmitz*

22 **Flingern Mobil – Ein Düsseldorfer Pfarrverband handelt und schärft das soziale Bewusstsein!**

*Carsten Horn*

### **Aus Kirche, Kultur, Politik und Wissenschaft**

23 **Der XX. Weltjugendtag 2005:**

**Prüfstein und Chance für Beteiligungsgerechtigkeit von jungen Menschen mit und ohne Behinderung**

*Simone Bell-D’Avis und Marc-Ansgar Seibel*

28 **Blindgänge – Eine Wanderausstellung für wundersame Begegnungen**

*Gerhard Mevissen*

30 **Blindgänge – Ein Kunstprojekt für sehende und sehbehinderte Menschen**

*Pfarrer Josef Embgenbroich, Rainer Tüschenböner, Wilfried Kaets*

31 **Wir erobern uns unsere Geschichte**

Menschen mit Behinderungen arbeiten in der Gedenkstätte Hadamar zum Thema NS-Euthanasie-Verbrechen

*Uta George und Bettina Winter*

### **Aus den Fachbereichen der Arbeitsstelle, Diözesen und Verbände**

37 **Religiöses Leben, christliches Leben, biblisches Leben mit Menschen mit Schwerhörigkeit**

*Geertje-Froken Bolle*

39 **Sekten und Menschen mit Hörschädigung – Werbung, Einflussnahme und Abhängigkeit**

*Dr. Juliane Mergenbaum*

40 **Charité oder wo sind die Gerhardts**

*Thomas Harnisch*

42 **Fraternität – Botschaft vom brüderlichen Geist der Liebe, vom Für- und Miteinander der Behinderten**

*Erich Riedel*

43 **Die Harley-Fahrer von Sylt**

*Brigitte Leipold*

44 **Termine**

44 **Impressum**

46 **Buchtipps / Materialien / Medien**



Liebe Leser!

derzeit sind wir im Generalvikariat der Erzdiözese Köln, auch in der Hauptabteilung Seelsorge, von größeren Umstrukturierungen betroffen, die sicherlich auch das Referat Behindertenseelsorge nicht unberührt lassen werden. Zugleich gibt es im Bereich Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz personelle Veränderungen, die die Zusammenarbeit mit der DBK-Arbeitsstelle betreffen. Dies geschieht zu einem Zeitpunkt, an dem die Startphase der Neuorganisation der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung im Referat Behindertenseelsorge des Erzbischöflichen Generalvikariats als abgeschlossen betrachtet werden kann.

Herr Franz M. Herzog, seit 1985 Referent im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz/Bereich Pastoral, wurde zwischenzeitlich zum Leiter der neuen DBK-Arbeitsstelle Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge mit Geschäftssitz in Bonn berufen. Im September 2004 wird Pastoralreferent Klaus Walter das Referat Behindertenseelsorge und damit auch die Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz verlassen, um in Hongkong in der dortigen deutschsprachigen katholischen Gemeinde zu arbeiten. Frau Simone Bell-D'Avis wird diese Stelle erst im Herbst 2005 übernehmen können, da sie bis dahin im Weltjugendtagsbüro mit der Gestaltung eines behindertenfreundlichen WJT beauftragt ist.

Um die Verhandlungen hinsichtlich anstehender struktureller und organisatorischer Veränderungen zu erleichtern, habe ich die Leitung der Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz mit Wirkung zum 1. Mai 2004 abgegeben. In Zukunft werde ich wieder und weiterhin mit voller Kraft meinen Aufgaben als Diözesanhörgeschädigtenseelsorger im Erzbistum Köln nachgehen können. Auf diesem Wege danke ich allen, vor allem den hauptberuflich und ehrenamtlich Engagierten in den verschiedenen Fachbereichen der Behindertenpastoral in den Diözesen und Behindertenverbänden wie auch in den Diensten und Einrichtungen der Behindertenhilfe für die vielen Begegnungen und Gespräche. Ich wünsche allen in dem gemeinsamen Bemühen um eine behindertenfreundliche Kirche und Gesellschaft weiterhin Kraft, Zuversicht und gutes Gelingen.

Die Leitung der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz wird bis auf weiteres vom Leiter des Referates Behindertenseelsorge im Erzbischöflichen Generalvikariat Köln, Herrn Diakon Johannes Schmitz, kommissarisch wahrgenommen.

Bei all den anstehenden Veränderungen sind ein „Zusammenrücken und Besinnen auf Kernaufgaben“ in der Kirche sicher eine Konsequenz. Ohne es geplant zu haben, ist der Themenschwerpunkt der vorliegenden Heftnummer von „Behinderung & Pastoral“ aktueller denn je. Caritative Arbeit wird sich zunehmend dadurch auszeichnen, dass sie sich als einen Ort der Pastoral versteht und hierfür entsprechende Bedingungen vorhält. Die Pastoral wird umgekehrt caritatives Engagement als Kernaufgabe ausweisen müssen. So ist eine Zusammenarbeit dieser beiden Bereiche nicht nur eine „marktpolitische Notwendigkeit“, sondern eine wirkliche Zukunftsaufgabe der Gesamtkirche.

Menschen mit Behinderung haben ein Recht auf hoch qualifizierte Hilfe, und darüber hinaus auch ein Recht auf gute pastorale Begleitung. Um Gottes und der Menschen Willen ist ein Miteinander von Caritas und Pastoral auch strukturell gefordert.

Unser Themenschwerpunkt möchte hierzu Anregungen geben.

Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'H.-J. Reuther'. The signature is fluid and cursive.

Pfarrer Dr. Hermann-Josef Reuther

## THEMENSCHWERPUNKT: CARITAS UND PASTORAL

### Caritas und Pastoral – Wie kann zusammenwachsen was zusammengehört?

Pater Dr. Friedrich Udo Schmälzle OFM\*

Wie Gemeinden lernen, in der Pastoral zusammenzubringen, was zusammengehört, soll einleitend an drei Fallbeispielen erläutert werden. Dabei wird deutlich, zu welchen Konflikten das Konzept einer diakonischen Pastoral führen kann, wenn Pfarrer ihr Kerngeschäft neu definieren. Wilhelm Zauner berichtet von einem oberösterreichischen Pfarrer, der seiner Gemeinde die Bedeutung der Caritas im Selbstvollzug der Gemeinde folgendermaßen beigebracht hat: Im Sonntagsgottesdienst teilte er zunächst der Gemeinde mit, dass eine Flüchtlingsfamilie eine Unterkunft braucht und dass man „um der Liebe Christi willen“ dieser Familie helfen müsse. Danach ging er selbst von Haus zu Haus und bat um Unterkunft für die Flüchtlinge, weil sein eigenes Haus schon von solchen besetzt war. „Als er nichts erreichte, weigerte er sich, mit der Gemeinde am Sonntag einen Gottesdienst zu feiern. Er sperrte die Kirche zu, ließ die große Glocke läuten und erklärte, dass er die Kirche erst wieder öffnen werde, wenn die Flüchtlinge in der Gemeinde eine Unterkunft gefunden haben.“<sup>1</sup>

Ein ähnliches Zeichen setzte in den 80er Jahren der Pfarrer einer Gemeinde in Offenbach.<sup>2</sup> Am Samstagmorgen bekam er aus einem Hochhaus seiner Gemeinde die Nachricht, dass in der Nacht Vater und Mutter einer kinderreichen Familie in das Krankenhaus eingeliefert worden wären und jemand dringend für die Kinder in der Familie am Wochenende sorgen müsse. Bevor er sich selbst auf den Weg in dieses Hochhaus begab, um für die Kinder zu sorgen, befestigte er ein großes Schild an der Kirchentür mit der Aufschrift: „Wenn Ihr heute Abend einen Gottesdienst wollt, dann löst mich im Hochhaus ab. Weitere Informationen sind im Pfarrhaus erhältlich.“ Er wurde in der Tat von seinen Gemeindemitgliedern abgelöst.

Ein weiteres Beispiel wird in jüngster Zeit von Kardinal Arns berichtet. Nach seiner Rückkehr von einer hoch dotierten Preisverleihung in Japan traf er auf den Stufen seiner Kathedrale in São Paulo vor der Mitternachtsmette Straßenkinder und Obdachlose. Er wollte sie in die Mette mitnehmen. „Wir stinken und haben keine festlichen Kleider! Die schmeißen uns wieder raus!“, war die Antwort. Darauf fragte der Kardinal: „Was wünscht ihr euch zum Weihnachtsfest?“ „Eine Kirche für uns, in der wir auch in unserem Zustand beten können!“,

war die Antwort. Der Kardinal hat diesen Wunsch Wirklichkeit werden lassen. Er baute mit dem Preisgeld ein Haus, in dem sich im Erdgeschoss Straßenkinder und Obdachlose waschen und sich etwas kochen können. Das Stockwerk darüber ist eine Kirche, in der die Armen beten und meditieren können.

Solche Zeichenhandlungen bringen zum Denken, schaffen auf der Ebene von Verbänden, Gemeinden und Schulen im Sinne Stengers ein „redemptives Milieu“<sup>3</sup> und provozieren an der Basis diakonale Lernprozesse, die wir mit Stellungnahmen und Basispapieren auf Kongressen und Fortbildungen nur begrenzt erreichen können.

#### 1. Gehört Sozialarbeit zum Kerngeschäft?

Wenn ich diese Beispiele in Priesterkursen erzähle, scheiden sich die Geister. Einmal musste ich mir sagen lassen: „Sie wollen aus mir einen Sozialarbeiter machen. Ich bin Theologe und Priester! Für diese Aufgaben sind andere zuständig.“ In der Tat: Diese Position ist zu diskutieren, zumal das Konzept einer kooperativen Pastoral mit der Bildung von Seelsorgeeinheiten dazu zwingt, das „Kerngeschäft“ – ein Begriff, der gegenwärtig aus der Ökonomie dank McKinsey und Konsorten, die in manchen Diözesen das pastorale Ruder übernommen haben, auf die pastorale Planung übertragen wurde – neu zu definieren. In den ersten beiden „Optionen“ der Regentenkonferenz „Priester für das 21. Jahrhundert“ heißt es<sup>4</sup>:

„1. Mut zum Wesentlichen: Besser den Hirtendienst Christi sichtbar machen durch Verkündigung des Wortes Gottes, Feier der Sakramente und dienende Hingabe – als sich im Vielerlei anderer Aufgaben verlieren. 2. Mut zur Vielfalt: Besser das je eigene Profil der pastoralen Dienste schärfen – als sie zu Lückenbüßern für fehlende Priester machen.“

Wie sind nach diesen Optionen die Entscheidungen der beiden Pfarrer und des Kardinals von São Paulo zu beurteilen? Haben sie sich in „andere Aufgaben“ verloren oder sind sie ihrem Kerngeschäft treu geblieben? Noch spitzer: Gibt es Situationen, in denen „dienende Hingabe“ wichtiger wird als „die Verkündigung des Wortes Gottes und die Feier der Sakramente“? Ist überhaupt eine Ausgliederung und Abkoppelung der Diakonie aus der amtlichen und sakramentalen „representatio Christi“

möglich, wie es in den „Optionen“ latent geschieht, wenn der Dienst des Priesters „auf die Verkündigung und sakramentalem Dienst geschehende und vom Herrn selbst ermöglichte und garantierte ‚Darstellung‘ seiner Gegenwart und seines Handelns“ fokussiert wird? Gibt es nicht eine biblisch und christologisch nicht aufzukündende Dialektik zwischen Wort und Tat, zwischen Diakonie und Verkündigung, deren Preisgabe dazu führt, dass Verkündigung und sakramentaler Dienst zum verbalen „Lückenbüßer“ für die in den Gemeinden fehlende diakonale Orthopraxis werden muss?

## 2. Diakonale Realpräsenz – ein Fremdwort?

Die zitierten Fallbeispiele orientieren sich an der urkirchlichen Einheit von Liturgie und Diakonie, die in der Forschung breit belegt ist (vgl. 1. Kor 11,17–34) und von niemandem ernsthaft in Zweifel gezogen werden kann. Am Ende des ersten Jahrhunderts ist nach dem Zeugnis der Didache das eucharistische Mahl auf das Engste mit der Armenspeisung im Sättigungsmahl verbunden.<sup>5</sup> Die Gemeinde war der Ort des konkreten diakonischen Handelns, gleichzeitig der Lernort für die gelebte Solidarität und darüber hinaus der Kommunikationsraum, in dem soziale Konflikte ausgetragen und Entscheidungen herbeigeführt wurden. Wenn sich Jesus in der lukanischen Tradition zum „diakonos“ aller macht – „Ich bin unter euch wie der Dienende“ (Lk 22,28) –, dann nimmt er jeden, der in seinem Namen Amt und Dienste wahrnimmt, in Pflicht. Noch deutlicher bringt diese Forderung das Markusevangelium zum Ausdruck, in dem Jesus sein Selbstverständnis als „diakonos“ auf das Zusammenleben in der Jünger- und Apostelgemeinde überträgt: „Ihr wisst, dass solche, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken und die Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen. Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein und wer bei euch der Erste sein will, soll der Sklave aller sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“ (Mk 10,42–45) Das in den Texten der Kirchenväter immer wieder diskutierte Aufgabenprofil des Bischofs belegt, wie sich die ersten christlichen Gemeinden auf diesen von Jesus gestifteten diakonalen Lernprozess eingelassen haben, zunächst der Bischof, der die Verantwortung für die gesamte Gemeinde zu tragen hat. Papst Gregor wird das Wort zugeschrieben: „Wenn ein Mensch in Rom des Hungers stirbt, ist der Papst nicht würdig, die Messe zu feiern.“<sup>6</sup> In der Apostolischen Konstitution aus dem 4. Jahrhundert werden die Aufgaben der Bischöfe folgendermaßen beschrieben:

„Seid den Waisen ein Vater, den Witwen ein Gatte! Führt zur Ehe, die nach Liebe verlangen, gebt den

*Gesunden Arbeit, mit den Kranken habt Erbarmen! Gewährt den Fremden ein Obdach, den Hungernden einen Bissen, den Dürstenden einen Becher; die Nackten kleidet, die Kranken besucht und den Gefangenen bringt Hilfe. Vor allem aber sorgt, dass den Waisen nichts fehle. Sorgt für die Jungfrau, wenn sie erwachsen ist, dass sie einen Bruder eheliche. Dem Knaben gebt die Ausrüstung, dass er einen Beruf erlerne und sich vom Beruf nähre. Und wenn er seinen Beruf richtig erfüllt, wird er die Erzeugnisse seiner Arbeit verkaufen, damit er nicht mehr der brüderlichen Liebe zur Last falle, sondern sich selbst helfe.“<sup>7</sup>*

Aus diesen Zitaten sprechen das Selbstbewusstsein und Rollenverständnis der Päpste und Bischöfe in den ersten christlichen Jahrhunderten: Dieser Lernprozess ging in der Geschichte weiter: Bonaventura, der theologische Gegenspieler von Thomas v. Aquin in der Franziskanerschule, integriert die diakonale Dimension in sein Frömmigkeitsverständnis. Frömmigkeit (pietas) aktualisiert sich nicht nur im religiösen Akt der Gottesliebe (devotio), sie macht empathisch (compassio), befähigt zur Karriere nach unten (condescensio) und zwingt dazu, Schöpfung und Umwelt an der Erlösung teilhaben zu lassen (universalis reconciliatio). Rotzetter beschreibt in Anlehnung an Bonaventura vier Grundhaltungen, die der Fromme auf seinem Weg zu Gott einüben muss:

1. „Die innere und ganzheitliche Hingabe an Gott“ (= per devotionem sursum agere ad Deum).
2. Die Sinndeutung des Lebens im Mitleiden mit Jesus Christus (= per compassionem se transformare in Christum).
3. Die stets gesuchte Solidarität mit dem Nächsten (= per condescensionem inclinare ad proximum).
4. Die Wiedergewinnung der ursprünglichen Umwelt durch ein versöhnendes Leben mit allem und jedem (= per universalem reconciliationem singula refigurare ad innocentiae statum).<sup>8</sup>

## 3. Taten setzen, die zum Denken bringen

Das Zweite Vatikanum hat der Diakonie ihren Stamplatz in der Pastoral zurückgegeben und die verschiedenen karitativen Handlungsfelder im Verband und in der Gemeinde in das Gespräch gebracht und zusammengeführt. Viele dieser Bemühungen standen unter dem Motto: „Caritas und Pastoral“. Diese Theologie hat ihre Grundlage nicht nur in der Pastoralconstitution (GS 1), sondern auch in den spezifisch dogmatischen Lehraussagen des Zweiten Vatikanums. In Art. 2 des Offenbarungsdekrets „Dei Verbum“ heißt es:

„Das Offenbarungsgeschehen ereignet sich in Tat und Wort, die innerlich miteinander verknüpft sind: Die Werke nämlich, die Gott im Verlauf der Heilsgeschichte



wirkt, offenbaren und bekräftigen die Lehre und die durch die Worte bezeichneten Wirklichkeiten; die Worte verkündigen die Werke und lassen das Geheimnis, das sie enthalten, ans Licht treten.“ (DV 22)

Gott ist damit ein „Tätigkeitswort“ (Kurt Marti). Christinnen und Christen im dritten Jahrtausend wissen deshalb, was sie erwartet und wonach sie gefragt werden, „wenn der Menschensohn in seine Herrlichkeit kommt und alle Engel mit ihm“ (Mt 25,31). Aus der eschatologischen Perspektive des Weltgerichts werden nicht die eucharistische Realpräsenz, der Kult und die Liturgie im Mittelpunkt der Befragung stehen, sondern die diakonale Realpräsenz:

„Ich war durstig ...  
Ich war fremd und obdachlos ...  
Ich war nackt ...  
Ich war krank ...  
Ich war im Gefängnis ...“ (Mt 25,35–37)

Die Aktualisierung der diakonalen Realpräsenz ist weder an ein Amt noch an ein Bekenntnis gebunden, das ist die geradezu revolutionäre Botschaft der Bibel. Die Gerechten werden antworten: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben ... Ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder (und Schwestern) getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,37–41). Das Erkennen der Christuspräsenz im Armen kann zum Akt der Bekehrung werden. Evangelisierung darf sich deshalb nicht nur auf Akte kognitiver Sinnvermittlung und Wahrheitssuche in Predigt und Katechese beziehen. Die Stiftung von Handlungskontexten, in denen sich Christinnen und Christen bei den Menschen einfinden, in denen uns nach Matthäus 25 Christus begegnet, gehört zu den fundamentalen Aufgaben einer diakonischen Pastoral und muss das Kerngeschäft der Gemeinden bestimmen. Franz v. Assisi macht am Ende seines Lebens in seinem Testament die Bekehrung nicht an der Mystik der Gottesbegegnung fest, in der er vor dem Kreuz von San Damiano die Stimme vernahm: „Geh, stelle mein Haus wieder her“. Er schildert kompromisslos die reale Begegnung mit einem Aussätzigen vor den Toren der Stadt, die in ihm zunächst Ekel und Fluchtreaktionen auslöste, bis er in der Gestalt des Aussätzigen seinen eschatologischen Herrn und Meister wieder erkannte:

„So hat der Herr mir, dem Bruder Franziskus, gegeben, das Leben der Buße zu beginnen: denn als ich in Sünden war, kam es mir sehr bitter vor, Aussätzige zu sehen. Und der Herr selbst hat mich unter sie geführt und ich habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen. Und da ich fortging von ihnen, wurde mir das, was mir bitter vorkam, in Süßigkeit der Seele und des Leibes verwandelt. Und danach hielt ich eine Weile inne und verließ die Welt.“<sup>9</sup>

#### 4. Wo ist die wahre Kirche?

Die Frage nach dem Stellenwert der Diakonie in der Pastoral beschäftigt gleichermaßen die evangelische und die katholische Theologie. Das „Kerngeschäft“ beschäftigt auch Jürgen Moltmann. Er stellt im Kontext von Mt 25 die Frage: „Wo ist die wahre Kirche? Die wahre Kirche ist da, wo Christus ist. Christus ist gegenwärtig in der Mission der Glaubenden und im Leiden der Geringen. Seine Gemeinschaft ist die Bruderschaft der Glaubenden und der Armen. Das Apostolat sagt, was die Kirche ist; die Geringsten sagen, wohin die Kirche gehört. Erst wenn die Kirche in sich diese doppelte Bruderschaft realisiert, lebt sie wirklich in der Gegenwart des gekreuzigten und erhöhten Christus.“<sup>10</sup> Ulrich Bach, der seine Theologie aus dem Rollstuhl heraus entwickelt, kritisiert die These von Moltmann von einer doppelten Bruderschaft der Glaubenden und der Armen. Für ihn gibt es nur eine Bruderschaft in Christus. Christus wird nach Mt 25 niemand Bruder sein, der ihn in den geringsten Brüdern und Schwestern verleugnet.<sup>11</sup>

Wenn heute in Gemeinden, Heimen, Hospizen, Verbänden und Schulen das diakonale Verantwortungsbewusstsein erwacht, dann erkennen diese Christinnen und Christen „in den Armen und Leidenden das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war“ (LG 8). Sie begeben sich in ihrer Pastoral auf die Spuren dessen, der „das Werk der Erlösung in Armut und Verfolgung“ vollbrachte (LG 8). Auf diesen Spuren hat Hermann Steinkamp das Konzept einer Sozialpastoral entwickelt und pastorale Macht unter den Anspruch des Evangeliums gestellt.<sup>12</sup> In diesen Spuren findet sich z. B. auch Kardinal Franz König wieder, wenn er von der Armut der Kirche spricht, die ihrem Herrn und Meister zu folgen hat. In dieser Bekehrung zum Evangelium liegt eine Verheißung. Vieles spricht dafür, dass wir in der nachkonziliaren Kirche vom Haupt bis zu den Gliedern mitten in einem solchen Bekehrungsprozess stecken. In der Geschichte hat sich neben den verheerenden Folgen einer Diakonie vergessenden und Macht bezogenen pastoralen Praxis immer wieder das sinn- und glaubensstiftende Veränderungspotential gezeigt, die von einer Bekehrung zur Diakonie ausgeht. Gemeindliche, schulische und verbandliche Diakonie nehmen konkrete Gestalt an, wenn Christinnen und Christen im Mikrobereich der Familie, im Mesobereich der Gemeinde und im Makrobereich der Politik das soziale Umfeld als Herausforderung annehmen und tätig werden. Pastorales Handeln in diesen Feldern wird diakonisch, wenn sich Verkündigung, Lehre, Bildungsarbeit und soziales Handeln gegenseitig durchdringen und das Prinzip Barmherzigkeit in Wort und Tat greifbar wird. Weil wir als Christinnen und Christen in dieser Arbeit immer an Grenzen stoßen, ja sogar aneinander schuldig werden, gilt das Prinzip

Barmherzigkeit zunächst einmal für uns selbst. Es überträgt sich auf die Arbeit in Gemeinde, Schule und Verband. Diese Institutionen sind auf der einen Seite Subjekte diakonischen Handelns, wenn sie die sozialen Herausforderungen annehmen, auf der anderen Seite können sie eigentlich nur zum Handeln kommen, wenn sie sich selber durch ihre eigenen Defizite und Überforderungen nicht entmutigen lassen. Sie selbst leben von der Barmherzigkeit Gottes, der sie trotz Schuld und Defiziten zum Handeln befähigt. In diesem Sinne ist diakonische Pastoral in der Tat eine ganzheitliche Pastoral, die nicht nur die verschiedenen pastoralen Handlungsfelder in Verkündigung, Erziehung, Sozialarbeit und Gesellschaftskritik verbindet, sondern Hilfesuchende und Helfer selbst auf eine Ebene stellt. Wo dies gelingt, dürfen alle mit dem Geist rechnen, der uns verheißt ist, über den wir jedoch auch in der caritativen Arbeit nicht verfügen können.

\* Der Autor ist Professor für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster

<sup>1</sup> Wilhelm Zauner, *Diakonie als pastorale Tätigkeit*. In: H. Ehrharter/A. Kirchmayr/J. Lange/J. Müller (Hg.), *Prophetische Diakonie. Impulse und Modelle für eine zukunftsweisende Pastoral*, Wien-Freiburg-Basel 1977, S. 152.

<sup>2</sup> Das Beispiel berichtete der Pfarrer auf der Fortbildung für

Priester der Diözese Mainz zum Thema: „Wenn ihr nicht werdet wie die Erwachsenen. Ziele einer Erwachsenenpastoral“ vom 12.–15. September 1988 auf dem Jakobsberg.

<sup>3</sup> Vgl. Hermann Stenger, *Für eine Kirche, die sich sehen lassen kann*, Innsbruck-Wien 1995.

<sup>4</sup> *Priester für das 21. Jahrhundert: Optionen*, Deutsche Regentenkonferenz 2003, S. 7, 9.

<sup>5</sup> Vgl. Artikel *Didache*. In: *Realenzyklopädie*, Berlin, New York 1993, Band VIII, 731–735, 733.

<sup>6</sup> *Zit. nach Wilhelm Zauner, Diakonie als pastorale Tätigkeit*, a. a. O. S. 152.

<sup>7</sup> *Apostolische Konstitution d 1,2*.

<sup>8</sup> Anton Rotzetter (Hg.), *Geist wird Leib. Seminar Spiritualität 1*, Zürich-Einsiedeln-Köln 1979, S. 20. Vgl. *Bonaventura, Itinerarium mentis deum – Pilgerbuch der Seele zu Gott. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von I. Kaup*, München 1961.

<sup>9</sup> Vgl. *die Schriften des hl. Franziskus von Assisi. Einführung, Übersetzung und Erläuterungen von Lothar Hardick OFM, Engelbert Grau OFM*, Werl 1980, S. 213.

<sup>10</sup> Jürgen Moltmann, *Neuer Lebensstil*, München 1977, S. 127.

<sup>11</sup> Vgl. Ulrich Bach, *Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein*, Neukirchen 1986, S. 83.

<sup>12</sup> Vgl. Hermann Steinkamp, *Die Bedeutung der Konstitution „Gaudium et spes“ für Praxis und Theologie christlich-kirchlicher Diakonie*. In: *Pastoraltheologische Informationen 11* (1991) H. 2; vgl. ferner Ders., *Solidarität und Parteilichkeit. Für eine neue Praxis in Kirche und Gemeinde*, Mainz 1994; Ders., *Die sanfte Macht der Hirten. Die Bedeutung Michel Foucaults für die Praktische Theologie*, Mainz 1999.

(Foto: Rolf-Georg Bitsch, Köln)





## Caritas und Pastoral – „ungetrennt und unvermischt“

Dr. Martin Pott \*

Die Not in unserer Gesellschaft wird größer. Der Umbau des Sozialstaats drängt Menschen an den Rand. Mit der Beschleunigung unseres Lebens können viele nicht mehr Schritt halten. Menschen suchen nach Sinn, Orientierung und Lebensdeutung. Die Kirchen sind herausgefordert. Können Sie sich als Zeichen und Werkzeug des göttlichen Geistes ins Spiel bringen? Die Bündelung aller Kräfte ist angesagt. Damit berühren die aktuellen Herausforderungen auch das interne Verhältnis der beiden Strukturen der deutschen Kirche, der pfarrgemeindlichen und der caritasverbandlichen Struktur. „Caritas und Pastoral“ ist die gebräuchliche Kurzformel zur Bezeichnung dieser Doppelstruktur. „Caritas und Pastoral“ – dieses Verhältnis hat eine lange Geschichte, birgt Gefahren, beinhaltet aber vor allem noch ungenutzte Ressourcen.

### Ein Blick in die Geschichte

Der Blick in die Geschichte muss viel weiter zurückreichen als nur bis zur Gründung des „Charitasverband für das katholische Deutschland“ durch Lorenz Werthmann im Jahr 1897. In den Evangelien wird ein Jesusbild gezeichnet, das strikt die Einheit von Reden und Tun betont. Jesus leistet sich „keine Rede von Gott außerhalb konkreter, heilender und rettender Begegnung“<sup>1</sup>. Diese Einheit zerbricht schon in den Anfängen der kirchlichen Gemeindebildung. Die Apostelgeschichte berichtet von der Einsetzung der Sieben und deutet die künftige Wertung schon an: „Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und den Tisch besorgen.“ (Apg 6,2) Mit der Ausbildung der Ämter-Hierarchie im 2. Jahrhundert setzt auch die Abwertung der Diakonie gegenüber dem Gottesdienst ein, ein Prozess, der sich nach der Konstantinischen Wende endgültig verfestigt. Zwar hat die Gemeinde die Armen im Blick, der Dienst an ihnen wird jedoch schon früh delegiert. Herbergen und Spitäler für Fremde und Kranke werden ab dem 4. Jahrhundert in den Städten des römischen Reiches errichtet. Das ist der Beginn der christlichen Anstaltscharitas. Im frühen Mittelalter schärfen zwar immer wieder Synoden die Pflicht der Gemeinden zur Diakonie ein – de facto aber tritt diese in ihrem Gewicht immer mehr zurück. An ihre Stelle tritt die Armen- und Hospitaldiakonie der mittelalterlichen Klöster und Stifte. Die Bewegung der Zisterzienser, Franz von Assisi und Elisabeth von Thüringen stehen für die Blüte der Diakonie dieser Zeit, die erst ab dem 14./15. Jahrhundert durch eine städtische Armenpflege in Verantwortung der Magistrate ergänzt wird.

Als stärkster Impuls für die Belebung der Caritas kann das Werk Vinzenz von Paul's (1581–1660) gelten. Der französische Priester ruft die Vorläufer der heute noch

so genannten „Vinzenzkonferenzen“ ins Leben. Deren Aufgabe ist die Sorge um Arme und Benachteiligte. Zusammen mit Luise von Marillac gründet er die Vinzentinnen, bald die mitgliederstärkste Kongregation der neueren Kirchengeschichte. Im 19. Jahrhundert kommt sie auch nach Deutschland. Zu diesem Zeitpunkt sind durch die französische Revolution und die Säkularisierung viele gewachsene kirchliche Strukturen zerstört. Die Bereiche der Erziehung, Armen- und Krankensorge werden allerdings durch den preußischen Staat geschützt. So kann der soziale und politische Katholizismus entstehen und auf der Basis bürgerlichen Koalitionsrechts sein Vereins- und Verbandsgefüge entwickeln, in das letztlich auch die Gründung des „Charitasverbands für das katholische Deutschland“ (1897) gehört.

Der neue Verband antwortet auf strukturelle Notlagen, die sich v. a. aufgrund der rasanten Industrialisierung, Urbanisierung und der aufbrechenden Frage nach sozialer Partizipation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gestellt haben. Der neu gegründete Verein stellt zunächst einmal keine offizielle kirchliche Vereinigung dar, was sich auch daran zeigt, dass erst 1916, unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs, die Bischofskonferenz den Verband als Gesamtvertretung anerkennt und ihrerseits die Gründung von Diözesanverbänden mit ihren Untergliederungen anregt.

Im Laufe von 100 Jahren ist der Caritasverband enorm gewachsen. Er ist heute einer der größten deutschen Arbeitgeber. Mit Blick auf sein 100-jähriges Bestehen im Jahre 1997 initiiert der Verband in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts einen „Leitbildprozess“, der unter größtmöglicher Beteiligung der innerverbandlichen Basis die Entwicklung eines neuen und zeitgemäßen Profils des Deutschen Caritasverbandes zum Gegenstand hat.

### Caritas und Pastoral

Wenn von dem Begriffspaar „Caritas und Pastoral“ die Rede ist, dann wird oft nicht recht klar, was damit eigentlich gemeint ist: soll verbandliches von amtskirchlichem Handeln unterschieden werden? Soll beschrieben werden, dass der kirchliche Grundvollzug der Diakonie zum Caritasverband gehört, während die Vollzüge von Liturgie und Verkündigung die Pastoral der Kirche ausmachen?

Begriffsklärung tut Not. Die Pastoralconstitution „Gaudium et spes“ des II. Vatikanums definiert „Pastoral“ ganz zu Beginn in einer eigenen Anmerkung zur Überschrift. Pastoral ist das je in konkreten Handlungen zu realisierende „Verhältnis der Kirche zur Welt und zu den Menschen von heute“ (Gaudium et spes, Anm. zur Überschrift)<sup>2</sup>.

Demnach macht Pastoral der Kirche weder an den Grenzen christlicher Gemeinden noch der Christinnen und Christen Halt. Sie hat im Sinne der Katholizität eine prinzipiell universale Reichweite. Inhaltlich ist Pastoral qualifiziert durch ein dimensionales Grundverständnis: die Dimensionen der Verkündigung, Diakonie und Liturgie sind in ihrer Gesamtheit konstitutiv für Kirche und damit auch konstitutiv für jede christliche Gemeinde. Die drei Dimensionen verbinden sich in *jeder* pastoralen Handlung in unterschiedlichen Gewichtungen miteinander. Wie ein Tau, das aus drei Seilen geflochten ist, als Ganzes unbrauchbar wird, wenn man einen Strang entflechtet, so würde Pastoral als Ganze ihren Wert verlieren, nähme man ihr die Dimension der Diakonie.

D. h. konkret: eine Pastoral, die sich auf Liturgie und Verkündigung beschränkt, ist keine Pastoral im Sinne der Kirche. Eine Pfarrgemeinde, die die Dimension der Diakonie, also den Grundvollzug der Caritas, vernachlässigt, ist keine christliche Gemeinde mehr. Das II. Vatikanum sagt programmatisch über die Kirche: „Die sichtbare Versammlung und die geistliche Gemeinschaft, die irdische Kirche und die mit himmlischen Gaben beschenkte Kirche sind nicht als zwei verschiedene Größen zu betrachten, sondern bilden eine einzige komplexe Wirklichkeit.“<sup>43</sup> (LG 8) Kirche darf nie nur mit viel Worten von Gott reden – sie muss ihn auch in Taten bezeugen. Zur rechten Lehre (Orthodoxie) muss das richtige Leben (Orthopraxis) hinzukommen. Sonst verliert Kirche ihre Glaubwürdigkeit.

Da im katholischen Sprachgebrauch, vor allem in den Pfarrgemeinden, der Grundvollzug der Diakonie oft mit „Caritas-Arbeit“ bezeichnet wird, kann die Rede von „Caritas“ also Verschiedenes meinen. Caritas als Bezeichnung für den kirchlichen Grundvollzug ist konstitutive Dimension von Pastoral und somit nie komplett an einen Verband abtretbar. Caritas steht andererseits aber in Deutschland auch für einen kirchlichen Wohlfahrtsverband mit verzweigten internen Strukturen und einer ganzen Palette von Zielen und Aufgaben, der rechtlich in spezifischer Weise Teil der katholischen Kirche ist. Die Caritasverbände leisten höchst wichtige Dienste.

Dennoch repräsentieren sie nie das *Gesamt* des kirchlichen Grundvollzugs der Diakonie.

**Caritas – Verband in spannungsreichen Beziehungen**

Caritas als Verband ist nicht nur mit Kirche verbunden. Als kirchlicher Wohlfahrtsverband im Sozialstaat steht der Caritasverband auch in einem besonderen Verhältnis zum Staat. Um für den Staat als subsidiärer Träger sozialer Dienste berechenbar und verlässlich zu sein, müssen die Hilfen des Deutschen Caritasverbandes professionell angeboten, rechtlich abgesichert und technisch auf aktuellem Stand erbracht werden. Dies führt manchmal auch zu einer Bürokratisierung sozialer Dienste. Ein derart mit dem Staat verflochtener kirchlicher Sozialverband muss sich auch schützen, von Außeninteressen gesteuert oder aber aus Eigeninteresse kritiklos zu werden. Damit würde er systemstabilisierend wirken und gesellschaftliche Bedingungsfaktoren von Not aus dem Blick verlieren.

Neben Kirche und Staat als maßgebliche Bezugsgrößen des Caritasverbandes treten heute noch zwei weitere Pole: Markt und Zivilgesellschaft.

Gegenüber jedem Pol erbringt der Verband eine spezifische Leistung: gegenüber dem Staat vertritt er anwaltschaftlich die Interessen Benachteiligter; in der Kirche bearbeitet er viele Felder des Grundvollzugs der Diakonie; auf dem „Markt des Sozialen“ muss sich der Verband um Kundinnen und Kunden bemühen; in der Zivilgesellschaft schließlich geht es ihm darum, den Solidaritätsgedanken wach zu halten und solidarische Praxis zu stützen.

**„Zweitstruktur“ – oder: Delegation eines Grundvollzugs**

Das Wachstum des Deutschen Caritasverbandes zu einer kirchlich-sozialen Großinstitution hat neben der „Erststruktur“ der Pfarreien in der Kirche eine „Zweitstruktur“ etabliert, an die nicht selten ein Großteil der im kirchlichen Kontext begegnenden Not delegiert wird. Man muss kritisch fragen, ob wir es mit einer „Diakonievergessenheit in Pfarrgemeinden“ und „Gemeindevergessenheit in organisierter Caritas“<sup>5</sup> zu tun haben?



Nicht wenige Pfarrgemeinden konzentrieren ihr (Binnen-)Leben auf die Bereiche von Liturgie und Verkündigung, verlieren aber die Diakonie, d. h. die konkrete Begegnung mit Notleidenden, mehr und mehr aus dem Blick. Der Caritasverband seinerseits steht in Gefahr, über das Anbieten professioneller pflegerischer, pädagogischer und sozialarbeiterischer Hilfe den Austausch mit der pfarrgemeindlichen Struktur zu vernachlässigen: Aus dem wechselseitigen Bedingungsgefüge kann ein Teufelskreis entstehen: je differenzierter und professioneller das System Caritasverband seine Funktion ausübt, desto begrenzter und laienhafter erlebt sich das System Pfarrgemeinde angesichts personaler und sozialer Not, wodurch sich wiederum der Eindruck verstärkt, Not sei besser beim Verband aufgehoben. Dieser erlebt die vermehrte Anfrage als Bestätigung seiner Wirksamkeit und wird veranlasst, sich in professioneller Hinsicht zu perfektionieren. Beide Teilsysteme sind zunehmend in ihren Binnenrationalitäten gefangen und drohen ihren gemein-

ihrer Arbeit durch die Gemeinden, bei den Kirchen-distanzierten sind es deutlich weniger, aber immerhin noch 29 %. Von der Amtskirche unterstützt fühlt sich quer durch alle Altersgruppen nur jeder Dritte. Der Münsteraner Pastoraltheologe Udo Schmälzle schlussfolgert, dass sich in ekklesiologischer Perspektive „die Mitarbeiterschaft der Caritas von der Amtskirche verlassen und allein gelassen fühlt“<sup>8</sup> und hält dieses Alarmsignal für „eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Leitbild-Befragung“!

Das Leitbild des Deutschen Caritasverbandes akzentuiert daher das Verbindende<sup>10</sup>. Es bestimmt die Caritas als Lebensvollzug der Kirche und beschreibt im Anschluss daran die pfarrgemeindliche Caritas als „Ausgangspunkt und Grundlage“, als „unverzichtbar“ für Gemeindeleben wie verbandliche Caritas. „Deshalb pflegt die verbandliche Caritas mit den Pfarrgemeinden und mit den verschiedenen christlichen Gruppen und Vereinigungen vielfältige Formen der Zusammenarbeit.“

<b>Hemmende Faktoren in Pfarrgemeinden</b>	<b>Hemmende Faktoren im Caritasverband</b>
<p>Die <i>individualisierende Sicht</i> und Bearbeitung von Notlagen</p> <p>Die Bewusstseinsform der <i>Aufspaltung</i> zwischen der eigenen „heilen“ Welt und der Welt der Betroffenen</p> <p>Die <i>Milieuverengung</i> mit der Konsequenz von großer Distanz zu den Betroffenen</p> <p>Die <i>reduzierte Gemeindeftheologie</i>, die die christliche Botschaft geschichtslos weitergibt, ohne sich aktuellen Infragestellungen auszusetzen</p> <p>Das weitgehende <i>Ausblenden der Sozialwelten</i> als gesellschaftliche Bedingungsgefüge</p> <p>Die <i>Nachrangigkeit der sozialen Dimension</i> im Gesamt der Pastoral und das Fehlen diakonischer Optionen</p> <p>Die binnenkirchliche und <i>aktivitätsorientierte Ausrichtung</i> der Pastoral vieler Pfarrgemeinden</p> <p><i>Mangelndes Wissen</i> der verantwortlichen Haupt- und Ehrenamtlichen um Sprachwelt und Handlungskonzepte der Sozialen Arbeit und ihrer Berufsrollen</p>	<p>Die Einbindung in das <i>staatliche System</i> der Freien Wohlfahrt um den Preis der Einengung des gesellschafts-politischen Spielraums</p> <p>Die Gefahr der Abhängigkeit von <i>Fremdfinanzien</i></p> <p>Die Dominanz gewachsener traditioneller <i>Aufgabenschwerpunkte</i> im Bereich individueller Hilfen gegenüber schwächer entwickelten Ansätzen von gemeinwesenorientierter Arbeit</p> <p>Die oft distanzierte Position gegenüber dem wachsenden Bereich der <i>Selbsthilfe</i></p> <p>Das <i>mangelnde Vorverständnis</i> vieler Caritasmitarbeiter bezüglich Struktur, Mentalität und beruflicher Rollen der Seelsorgeberufe innerhalb des pastoralen Felds</p> <p>Die noch ausstehende Umgestaltung des Verbands zu einem <i>Lernort des Glaubens</i> für diejenigen aus dem hauptamtlichen Personal, die nicht oder kaum christlich-kirchlich sozialisiert sind</p>

samen Horizont aufzugeben, auf den hin „sowohl die Caritas wie die Seelsorge der Kirche angelegt ist: Das Kommen Gottes selber, das Anbrechen der Gottesherrschaft in dieser Welt, d. h. die Befreiung der Menschen zu ihrer eigentlichen Berufung und Würde.“<sup>6</sup>

Diese Analyse wird durch Ergebnisse der MitarbeiterInnen-Befragung des Deutschen Caritasverbandes aus dem Jahr 1996 gestützt. Die Aussagen zu den Items „Caritas ist gemeindeorientiert, bezieht Kirchengemeinde ein“ – „Caritas wird von der Gemeinde mitgetragen“ – „Caritas wird von der Amtskirche und ihren Vertretern unterstützt“<sup>7</sup> belegen: 49 % der kirchenverbundenen Angestellten wünschen sich real ein Mittragen

### „ungetrennt und unvermischt“

Das altkirchliche Konzil von Chalkedon (451) hat mit der Formel „ungetrennt und unvermischt“ das Miteinander von göttlicher und menschlicher Natur in der einen Person Jesu Christi ausdrücken wollen. Kann diese dialektische Formel helfen, auch die Beziehung von Caritas und Pastoral präziser zu fassen?

„Ungetrennt“ – Wenn es so ist, dass das „Tau“ der Pastoral aus den drei Strängen von Verkündigung, gottesdienstlicher Feier und liebendem Dienst aneinander besteht, dann kann man „Caritas“ nicht nur nicht von „Pastoral“ trennen, sondern muss sagen: Caritas ist eine von drei konstitutiven Wesensbestimmungen von

Pastoral. Das gilt nicht nur für die Caritas der Pfarrgemeinden, sondern grundsätzlich auch für die Caritas des Verbandes. Der Deutsche Caritasverband und seine Gliederungen und Fachverbände sind Teil der Pastoral der Kirche, insofern sie ganz wesentliche Bereiche des „Verhältnis der Kirche zur Welt und zu den Menschen von heute“ (vgl. Anm. 2) in konkreter Weise gestalten. Und ebenso ist das caritative Engagement einer Pfarrgemeinde Caritas im Vollsinn und kann und darf nicht abgetrennt und an den Verband weg-delegiert werden. Caritas und Pastoral sind wesensmäßig „ungetrennt“.

„Unvermischt“ – In dialektischer Spannung zum gerade Ausgeführten steht, dass „Caritas“ und „Pastoral“ auch „unvermischt“ bleiben müssen. Dieser zweite Teil der Beziehungsbeschreibung liegt allerdings auf einer anderen Ebene. Ging es beim „ungetrennt“ um den fundamentalen Selbstvollzug von Kirche in den drei Grunddimensionen von Verkündigung, Liturgie und Diakonie, so geht es hier beim „unvermischt“ um eine organisationale Beziehungsbeschreibung. Die hat mit der speziell deutschen Situation zu tun, dass es nämlich nicht nur die caritativen Dienste auf der Ebene christlicher Gemeinden gibt, sondern auch caritatives Handeln eines großen kirchlichen Verbandes mit eigenem kirchenrechtlichen Status. Von zwei verschiedenen Perspektiven her werden notleidende Menschen in den Blick genommen. Weder kann die gemeindliche Caritas die Sichtweise des Caritasverbandes einnehmen, noch kann die verbandliche Caritas mit den Augen einer Pfarrgemeinde sehen. Aber beide in sich unverzichtbare Perspektiven können sich ergänzen zum Wohle der Menschen auf der Schattenseite des Lebens. „Unvermischt“ meint also nicht strikte Trennung oder Vermeidung von Kooperation, sondern im Gegenteil nüchternes Einschätzen der Möglichkeiten wie der Grenzen beider Trägerstrukturen caritativen Handelns – um dann aufeinander abgestimmt handeln zu können. Die Notleidenden interessieren sich nicht für binnenkirchliche Zuständigkeiten und Abstimmungsprozesse; sie werden die Caritas der Kirche danach beurteilen, ob ihnen qualifizierte und ihre Würde wahrende Unterstützung zuteil wurde. In diesem Sinne sind Pastoral und Caritas als „unvermischt“ zu verstehen.

Was bedeutet das konkret? Wie wirkt sich das im Handeln aus, zumal in Zeiten, wo den Diözesen und den Caritasverbänden große Teile ihrer finanziellen Ressourcen wegbrechen? An zwei Beispielen soll dies verdeutlicht werden. Einmal geht es um das Zusammenspiel von gemeindlicher und verbandlicher Caritas in den neuen und größeren „pastoralen Räumen“ (Seelsorgeeinheit; Pfarrverband; Gemeinschaft von Gemeinden u. Ä.); zum Zweiten wird es um das Feld der Psychiatrie gehen.

### **Miteinander von Caritas und Pastoral: die neuen pastoralen Räume**

Nahezu alle deutschen Diözesen bilden für die territoriale Pastoral in den Pfarreien neue pastorale Räume. Anlass hierzu sind Priestermangel und die Frage der Gewährleistung der Eucharistie. Es gibt jedoch eine ganze Reihe weiterer Gründe für diesen Schritt, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. In unserem Zusammenhang interessiert, dass von Seiten der verbandlichen Caritas die Hoffnung besteht, dass diese Prozesse, weil sie raumbezogen angelegt sind, also den pfarrgemeindlichen bzw. übergemeindlichen Lebensraum explizit auch als Sozialraum in den Blick nehmen, zu einer neuen Wahrnehmung anstoßen und damit Impulse für eine Diakonie-sensible Pastoral auslösen können. Darin lägen dann große Chancen für eine qualitativ neue Phase des pastoralen Miteinanders von caritasverbandlicher und pfarrgemeindlicher Kirchenstruktur. Hansjörg Volk bringt die Veränderung auf den Punkt: „Viele caritative und soziale Einrichtungen haben ein über das Gebiet einer bisherigen Pfarrei hinausgehendes Einzugs- und Wirkungsgebiet. ... Die Seelsorgeeinheiten bieten die Chance, solche Situationen, solche größeren „Lebens- bzw. Noträume“ gemeinsam in den Blick zu nehmen und zusammen nach Antworten aus der Sicht einer diakonischen Pastoral zu suchen. Gemeindepastoral und verbandliche Caritasarbeit haben sich u. a. auch ‚entfremdet‘, weil sie sich in unterschiedlich großen ‚Räumlichkeiten‘ bewegen und die Bezogenheit pfarrlichen Denkens auf den eigenen, kleineren Lebensraum nicht selten die darüber hinausgehenden Anliegen zurücktreten ließ wie ebenso die übergemeindlich angelegte Denkweise caritativer Organisationen den Bezug zu den Pfarrgemeinden zweitrangig erscheinen lassen konnte.“<sup>11</sup>.

Angesichts von Finanznöten wird es in Zukunft für die Orts Caritasverbände immer schwieriger werden, Gemeindec Caritas-MitarbeiterInnen für solche Kooperationen mit Seelsorgeeinheiten zur Verfügung zu stellen, da dies in der Regel keine refinanzierten Stellen sind. Positiv gewendet kann man aber vielleicht prophezeien, dass die dramatische Verknappung personeller und finanzieller Ressourcen caritasverbandliche und diözesane Kirchenstruktur aufeinander zu treibt. Manche lieb gewordene Doppelstruktur, wie z. B. das Migrations-Referat des Orts Caritasverbands bei paralleler Flüchtlingsbeauftragten-Stelle der entsprechenden Bistums-Region, wird unter dem Druck der Verhältnisse überprüft und modifiziert werden müssen. Bei aller schmerzhaften Beschränkung ist zu hoffen, dass das aus der Not geborene neue Aufeinander-Angewiesensein auch das Bewusstsein wachsen lässt, dass beide Kirchenstrukturen, die caritasverbandliche wie die diözesane, gemeinsam im Dienst der *einen* Pastoral der Kirche stehen.



### Miteinander von Caritas und Pastoral: Psychiatrie

Der Deutsche Caritasverband ist Träger von bundesweit über 300 Einrichtungen und Diensten für seelisch kranke Menschen. Psychisch Erkrankte suchen Kontakt in ihrem Wohnumfeld, wollen oft die Beziehungsgrenzen der „Psycho-Szene“, wie sie es nennen, sprengen. Die Pfarrgemeinden bilden hier prinzipiell eine hilfreiche Struktur auf dem intermediären Niveau zwischen privaten und öffentlichen Räumen. Wie sehen hier die Verbindungen aus? Leider gibt es auch in den Personalschlüsseln der Caritaseinrichtungen meist wenig Spielraum dafür, dass eine Mitarbeiterin ausdrücklich mit der gemeinwesenorientierten Vernetzungsarbeit der Einrichtung beauftragt wird. Dennoch muss es nicht so kommen, dass z. B. Wohnheime für psychisch Kranke und Behinderte zu kleinen Ghettos im Wohnquartier verkommen. Im Kontext des Caritas-Jahresthemas 2002 „mittendrin draußen: psychisch krank“ haben in Aachen zwei dem Caritasverband angeschlossene Wohnheime den Kontakt zu ihren Pfarrgemeinden und zur städtischen Psychiatrieseelsorge gesucht. Gemeinsam haben die Beteiligten Gottesdienste am Caritas-Sonntag vorbereitet und gestaltet<sup>12</sup>:

Morgendliches Gespräch in der Küche einer Ehrenamtlichen. Drei BewohnerInnen des Wohnheims sitzen mit drei Damen und Herren des Caritasausschusses zusammen. Gemeinsam wird zusammengetragen: Was wollen wir der Gemeinde im Gottesdienst sagen? Welche Erfahrungen wollen wir zur Sprache bringen? Am Ende schreibt der eine seine Lebensgeschichte auf, die als Lesung vorgetragen wird, ein Zweiter formuliert Wünsche an die Gesellschaft, eine Dritte wird eigene Fürbitten vortragen. Und der Caritasausschuss bekennt sich in seiner Gottesdienst-Einführung zur eigenen Unsicherheit in der Begegnung mit psychisch erkrankten Mitmenschen.

In der Pfarrgemeinde des zweiten Wohnheims wird der Gottesdienst gemeinsam von Betroffenen, einer Mitarbeiterin der Einrichtung und einem Psychiatrieseelsorger vorbereitet. Die Caritasmitarbeiterin wird im Gottesdienst vom Leben und Arbeiten im Haus erzählen. Herr S., ein ehemaliger Forensiker, in der Bewährungsphase im Wohnheim lebend, ist bereit, persönlich im Gottesdienst seine Geschichte zu erzählen. Die Gemeinde darf Anteil nehmen an der großen Fähigkeit zur Selbstreflexion des Sprechenden, sie wird beschenkt mit dem Mut eines Menschen zur Offenheit, sie wird vielleicht auch ein wenig beschämt, weil sie, die sog. „Normalen“, zu Vergleichbarem kaum bereit und in der Lage wären.

### „Rudern zwei“

Das „Boot“ von Caritas und Pastoral ist in der Nachfolge des Menschenfischers zu den Suchenden und Notleidenden unserer Zeit gesandt. Wenn Caritas und Pastoral

sich als „in einem Boot sitzend“ begreifen, werden sie leichter mit den ihnen Anvertrauten den Kurs Richtung „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) finden. Der Dichter sagt es so:

#### **Rudern zwei**

ein boot,  
der eine  
kundig der sterne,  
der andre  
kundig der stürme,  
wird der eine  
führn durch die sterne,  
wird der andre  
führn durch die stürme,  
und am ende ganz am ende  
wird das meer in der erinnerung  
blau sein.

Reiner Kunze

\* Der Autor ist Pastoraltheologe und Caritaswissenschaftler; Referent für Pastoralentwicklung im Generalvikariat der Diözese Aachen

<sup>1</sup> O. Fuchs, *Heilen und befreien. Der Dienst am Nächsten als Ernstfall von Kirche und Pastoral* (Düsseldorf 1990), hier 27.

<sup>2</sup> *Gaudium et spes. Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute*, in: K. Rahner/H. Vorgrimler, *Kleines Konzilskompendium* (Freiburg<sup>11</sup> 1976) 449–552, hier 449.

<sup>3</sup> *Lumen gentium. Dogmatische Konstitution über die Kirche*, in: ebd. 123–197, hier 130.

<sup>4</sup> Der Begriff wurde erstmals explizit thematisiert bei: R. K. W. Schmidt, *Zur Konstruktion von Sozialität durch Diakonie* (Frankfurt-München 1976).

<sup>5</sup> N. Mette, *Grundprinzip Gemeindec Caritas*, in: *Caritas* 98 (1997) 149–61, hier 151.

<sup>6</sup> R. Zerfaß, *12 Thesen zur Funktion der Caritas und ihrer Einrichtungen für die Kirche*, in: *Pastoraltheologische Informationen* 10 (1990) 10–12, hier 11.

<sup>7</sup> U. Schmälzle, *Caritasmitarbeiter verwirklichen Kirche*, in: *Caritas* 97 (1996) 261–75, hier 271–272.

<sup>8</sup> Ebd. 272.

<sup>9</sup> Ebd. 273.

<sup>10</sup> Zitate aus: *Leitbild des Deutschen Caritasverbandes*, in: *Caritas* 98 (1997) 344–354.

<sup>11</sup> H. Volk, *In größeren Räumen einander nahe sein. Caritas in den künftigen Seelsorgeeinheiten*, in: *Caritas-Mitteilungen-Zeitschrift für soziale Fragen in der Erzdiözese Freiburg* (1999) H. 4, 20–22, hier 20.

<sup>12</sup> Vgl. ausführlicher: M. Pott, *Sozialpsychiatrie vor Ort*, in: *neue caritas* 104(2003) H.15, 30-31.



## Psychiatrieseelsorge als Schnittstelle von Caritas und Pastoral

Matthias Mader \*

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit“, so beginnt Thomas Mann seinen Romanklassiker über den biblischen Joseph und seine Brüder. Dass auch die Geschichte unserer sozialen Einrichtungen uns bis heute ein schier unerschöpflicher Impulsgeber sein kann, wird mir an dem Werdegang „meines“ St.-Marien-Krankenhauses bewusst. Ein kurzer Blick zurück: Weil zu Kriegsende 1945 im zerstörten Dresden Verwundete ins Haus getragen werden, begründet der Vikar der benachbarten Pfarrgemeinde in zwei ehemaligen Fabrikantenvillen ein kleines Hospital. Schwestern der hl. Elisabeth sorgen in den Bereichen Chirurgie und Entbindung für eine sehr persönliche Betreuung und geben dem Haus durch ihren Dienst in Krankenzimmer und Kapelle eine auch für Nichtchristen klar erkennbare kirchliche „Weihe“. Das ändert sich zum ersten Mal im Jahr 1968: Auf Betreiben des Caritasdirektors wird das Haus zu einer psychiatrischen Fachklinik umprofiliert. Dafür braucht es eine geschickte und geduldige Verhandlungsführung mit den staatlichen Stellen. Bis nach der Wende – der erste größere Neubauabschnitt wird 1998 bezogen – behält das Krankenhaus in der Wahrnehmung durch Patienten und Öffentlichkeit den Charakter eines Sanatoriums, auch wenn inzwischen mit dem Betrieb einer Akutstation begonnen wurde und der typische Patient nicht mehr die ältere, depressiv erkrankte Frau ist, die zum wiederholten Mal aufgenommen wird und hier über Monate einen schützenden Rückzugsort findet. Mit dem Beginn der psychiatrischen Sektorisierung in Dresden hat sich auch dieses Bild gewandelt. Mit der Aufnahmeverpflichtung für mehrere Stadtteilebereiche hat sich eine bunte, nach Störungsbildern, sozialen Problematiken und Lebensformen reich differenzierte Klientel eingestellt. Die „Kirchlichkeit“ des Hauses nun ist von all diesen Veränderungsprozessen nicht unberührt geblieben. Caritas als Marke der sozialen Arbeit von Kirche ist nicht wenigen hier im Osten Deutschlands kaum bekannt; in der Klinik selbst sind es die kleinen Kreuze auf den Fluren, die offenen Angebote wie Gottesdienst oder auch der ruhig gelegene Kapellenraum als solcher, die als eher dezente Hinweise auf den weltanschaulichen Hintergrund der Einrichtung wahrgenommen werden. Nicht selten kommt es vor, dass Patienten erst auf Ansprache hin die kirchliche Trägerschaft überhaupt bemerken. Genau diese – im besten, spiritualitätstheologischen Sinne – „Diskretion“ wird von vielen unserer Patienten und Gäste (wie auch Mitarbeitern!) geschätzt und ich glaube, dass dies eine Visitenkarte ist, die Caritas und Kirche in der heu-

tigen Dienstleistungsgesellschaft gut zu Gesicht steht.

Im Bereich des Diözesancaritasverbandes ist unsere Klinik – abgesehen vom Suchthilfebereich – bis heute die einzige psychiatrische Einrichtung, während die Caritas im Nachbarbistum Görlitz stärker im ambulanten und komplementären Bereich engagiert ist. Das war für uns Anlass und Ausgangspunkt, zum Caritas-Jahresthema 2002 „mittendrin draußen: psychisch krank“ einige Veranstaltungen im Verband, aber vor allem auch für eine breitere Öffentlichkeit anzubieten. Ein Highlight war hier sicher der eintägige Studientag zur „Seelsorge mit psychisch kranken Menschen“ im Exerzitienhaus der Jesuiten. Gemeinde- und KrankenhauseelsorgerInnen beider großen Konfessionen trafen hier mit SozialarbeiterInnen und anderen Professionen der Gemeindepsychiatrie zusammen und kamen über Referate aus ärztlicher, psychosozialer wie auch theologisch-pastoraler Sicht miteinander ins Gespräch. Dem Ambiente des Tagungshauses entsprechend bot gerade die Mittagspause mit einem längeren Spaziergang eine gut genutzte Möglichkeit für den informellen Austausch.

Mir ist in diesem Zusammenhang deutlich geworden, wie wenig selbstverständlich und daher wichtig gerade bei uns in Ostdeutschland solche Gespräche über den manchmal noch recht engen Bereich von Kirche hinaus sind. Speziell für die Zusammenarbeit von Caritas und Pastoral gilt dabei nach meiner Beobachtung Folgendes. Auf Leitungsebene gibt es – im Anschluss an die zu DDR-Zeiten organisatorisch und personell enge Verflechtung zwischen beiden Bereichen – eine Kontinuität von Gesprächen und Konferenzen. Auch auf alltagspraktischer Ebene finden wir einen (sicher unterschiedlich) dichten Zusammenhang, sei es über den Caritas-Kindergarten, die Sozialstation oder das Behindertenheim im Bereich der Gemeinde, sei es durch den kontaktfreudigen Mitarbeiter der Allgemeinen Sozialberatung. Was eher fehlt, ist der Austausch und die vielleicht auch projektbezogene Zusammenarbeit auf der Mittelebene, wenn es also um die Zielgruppenarbeit etwa im Bereich der Alten- und Behindertenpastoral geht, die Stadtteil- und Brennpunktarbeit etc. „Brückenkopf“ sind hier nicht selten die Ehrenamtlichen, ob nun als Caritas- oder Hospizhelfer, als Mitglieder von Besuchsdienstgruppen in Krankenhaus und Pflegeheim o. Ä. Gerade auf dieser Ebene würde eine Caritastheologie als *reflektierte Theologie* praktisch werden können und so ihre Wirksamkeit beweisen müssen, und das in doppelter Richtung: Indem einerseits Caritasarbeit

auch theologisch ausbuchstabiert wird, andererseits Gemeindepastoral die Diakonie nicht nur als ausgegliederten Teilbereich versteht, sondern als wirklich erfahrenes „Herausgerufensein“ (Ekklesia; s. das Eingangsbeispiel von der Krankenhausgründung!) aus bürgerlichen Lebens- und Denkstilen durch die konkrete Not, hier etwa von Menschen, die durch eine akute Psychose in ihrem Selbstbewusstsein auf Tiefste erschüttert wurden.

Ein meiner Ansicht nach zentrales Element einer solchen (praktischen) Caritastheologie wäre das Folgende. Viele Menschen, gerade hier bei uns in den Neuen Bundesländern, leben ihren Glauben in einer gleichsam kirchenlosen Form, weil sie in der DDR – wenn sie überhaupt noch christlich erzogen wurden – wie so viele andere auch aus der Kirche ausgetreten sind, weil sie heute keinen Impuls zum Wiedereintritt spüren, weil sie sich mit ihrer stark individualisierten Glaubenspraxis in den etablierten Gemeinden nicht wieder finden bzw. die Zutrittsbarrieren für sie dort zu hoch sind. In der Psychiatrie begegne ich so oft einem gleichsam „nackten“ Glauben: einem höchst persönlichen Ringen um seelisches Überleben, um ein letztes identitätssicherndes Du, um Schuldbewältigung, um Mut und Kraft zum

Weiterleben. Diese existentielle Glaubensnot ist im Raum der Pfarrgemeinde nur sehr selten überhaupt kommunizierbar, bestenfalls im persönlichen Kontakt mit einem gesprächserfahrenen Seelsorger. Viel zu sehr sind unsere Pfarreien mit der inneren Stabilisierung und Verlebendigung der Gemeinde befasst, was allerdings auch eine Folge der Einschnürung des Gemeindelebens im DDR-Staat ist. In der offenen, lernenden (und nicht nur gebenden) Begegnung mit psychiatrischen PatientInnen und psychiatriee erfahrenen Menschen radikalisiert sich also mein eigenes Gottes- und Glaubensverständnis. Glaube ist dann wirklich Erlösungsglaube – oder er trägt eben nicht und wird verworfen. Diese „fremdprophetische“ Anfrage durch die existentielle Lebens- und Glaubensnot Leidender kann für unsere Gemeindepastoral etwas sehr heilsames sein, da sie uns zu den Kernfragen (des Evangeliums) zurückführt und so letztlich zu einer Profilschärfung der Pastoral beitragen kann.

*\* Der Autor ist Diplomtheologe und Diplomsozialpädagoge, Seelsorger am Dresdner St.-Marien-Krankenhaus und Mitarbeiter der Caritas im Bistum Dresden-Meißen*

Foto: Carasana, Köln (Aus dem Film: Auf gleicher Augenhöhe, S. 48)



# Seelsorgliche Begleiterin und Seelsorglicher Begleiter in der Pastoral mit Menschen mit geistiger Behinderung und Mehrfachbehinderung

## Ein Brückenmodell der Seelsorge im Erzbistum Köln zwischen katholischen Wohnheimen und ihren Pfarrgemeinden

Pfarrer Karl-Hermann Büsch \*

Dr. Norbert Heinen \*\*

### 1. Strukturelle und pastorale Ausgangslage

Um es gleich vorwegzunehmen: Letztlich ist dieses Konzept die Frucht einer langjährigen vertrauensvollen, wertschätzenden und im beruflichen Alltag bewährten Kooperation zwischen dem Diözesan-Caritasverband (DiCV) Köln – und seinen Mitgliedseinrichtungen – und dem Referat Behindertenseelsorge des Generalvikariates der Erzdiözese Köln.

Angestoßen durch die Leitbild- und Qualitätssicherungsprozesse der diözesanen Wohneinrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung und vor allem durch eine bereits bewährte und sehr geschätzte Seelsorgearbeit in einzelnen Einrichtungen erwuchs der Wunsch und die Einsicht in die Notwendigkeit – hier insbesondere vom Referat Behindertenhilfe des DiCV Köln – ein Modell von Seelsorge zu entwickeln, das verbindlich und strukturell (kirchenrechtlich und arbeitsrechtlich) gesichert ist.

Das hier beschriebene Modell fand am Ende des Planungsprozesses die Zustimmung sowohl von den karitativen Trägern der Wohneinrichtungen des Erzbischöflichen Generalvikars und des Erzbischofs selbst. Dem Modell liegt folgende kirchen- und arbeitsrechtliche Vereinbarung zugrunde:

- Die jeweiligen Träger von Wohneinrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung benennen geeignete Kandidaten/innen, die neben ihrer Tätigkeit als Sozialarbeiter, Heilerziehungspfleger... motiviert und engagiert sind, Seelsorgeaufgaben in ihrer Einrichtung vorzunehmen.
- Diese Kandidaten/innen werden in einem vierwöchigen, berufsbegleitenden Curriculum für diese pastorale Beauftragung ausgebildet.
- Verantwortlich für Inhalt und Durchführung des Curriculums ist das Referat Behindertenseelsorge in Kooperation mit der Erzbischöflichen Bibel- und Liturgieschule. (Beginn der Ausbildung im September 2004, Ende der Ausbildung im Herbst 2006.)
- Nach Beendigung der Ausbildung werden die Kandidaten/innen kirchenamtlich vom Erzbischöflichen Generalvikar beauftragt mit dem Titel: „Seelsorgliche Begleiterin und Begleiter“ (Kurzformel: Seelsorgliche Begleiter) in der Pastoral mit Menschen mit geistiger Behinderung und Mehrfachbehinderung. Die karitativen Träger verpflichten sich, dass diesem kirchlichen

Seelsorgeauftrag eine entsprechende arbeitsrechtlich verbindliche Beauftragung in ihren jeweiligen Einrichtungen erfolgt und hierfür entsprechende Arbeits- und Zeitkapazitäten zur Verfügung stellen.

- Das Referat Behindertenseelsorge ist verantwortlich dafür, dass diese Seelsorglichen Begleiter eine Rückbindung in die jeweilige Pfarrgemeinde bzw. Dekanat oder kirchliche Region erfahren.
- Dem jeweiligen Seelsorglichen Begleiter steht ein hauptberuflicher Seelsorger in der Behindertenpastoral gegenüber, z. B. Priester, Diakon, Pastoral- oder Gemeindefereferent/in, die entsprechend in die Pfarrgemeinde bzw. Pfarrverband, Dekanat rückgebunden sind (struktureller Aspekt des Brückenmodells).
- Beide Berufsgruppen werden gemeinsam fachlich begleitet und weitergebildet vom Referat Behindertenseelsorge im Erzbistum Köln.
- Die karitativen Träger verpflichten sich, die Seelsorglichen Begleiter jährlich für 3 Vormittage und für eine zweitägige Blockveranstaltung zur Weiterbildung und zum kollegialen Austausch mit den hauptamtlichen Behindertenseelsorgern freizustellen (fachlicher Aspekt des Brückenmodells).

Auf der Grundlage dieser Vereinbarung ergibt sich folgende Verankerung der Pastoral mit Menschen mit geistiger Behinderung im Erzbistum Köln:

In sieben von siebzehn Stadt- und Kreisdekanaten gibt es dreizehn katholische Wohneinrichtungen, deren Träger Mitglieder des DiCV Köln sind. Voraussichtlich werden ab Herbst 2006 (Ende des Curriculums) neun Mitarbeiter/innen dieser Träger in ihren jeweiligen Einrichtungen in der Pastoral mit Menschen mit Behinderung tätig sein in Zusammenarbeit mit den anderen hauptberuflich Pastoral tätigen vor Ort.

### 2. Personale und inhaltliche Positionsbestimmung

Der hier beschriebene rechtliche und verbindliche Rahmen ist formale Voraussetzung für eine stabile Seelsorgestruktur. Darüber hinaus ist aber entscheidend, an welchem personalen und inhaltlichen Paradigma sich ein Seelsorgekonzept orientiert. Dieses ist dann wiederum Leitlinie für ein entsprechendes Ausbildungscurriculum.

## 2.1 Grundlagen einer anthropologisch ausgerichteten pastoralen Begleitung

Menschen mit einer so genannten *geistigen Behinderung* werden seit Jahrhunderten ihrem Verhalten nach als abweichend beurteilt und bewertet; für sehr viele Menschen bleiben sie unverstanden. Von Kindheit an erzeugt ihre Sprache oder ihr Nichtsprechen eine unausgesprochene Angst. Die Beeinträchtigung der Kognition mit ihren nur bedingt fassbaren Auswirkungen auf das Denken, Fühlen und Handeln wirft Fragen nach dem Sinn und Wert menschlichen Lebens auf; sehr viele Menschen finden hier keine Antwort auf die Sinnfrage, oder sie werden durch Weltanschauungen und Menschenbilder so beeinflusst, dass sie von einem lebensunwerten Leben sprechen.

Durch die Fortbildungsmaßnahme sollen den Seelsorglichen Begleitern die Perspektiven zur Sinnfrage eröffnet werden; dabei soll auf der Grundlage der christlichen Überlieferung von einem offenen Menschenbild gesprochen werden, das uns den Menschen in seiner von Gott verliehenen Würde und Partnerschaftlichkeit ent-

decken lässt, in seinem Reichtum an Menschlichkeit, unabhängig von Krankheit, Behinderung und Tod, in seinem großen Rätsel und Geheimnis, das uns wach hält, miteinander Leben zu wagen und Leben reich zu gestalten. Es geht um die wahrnehmbaren und erkennbaren Wege in der Kontaktaufnahme und Beziehung, in einer gemeinsam gesuchten Sprache und Kommunikation und partnerbezogenen Handlungsweise.

In kleinen Lernschritten können gemeinsam Lebensformen einer partnerschaftlichen Seelsorge gesucht werden, auf deren Grundlage Hoffnung besteht, geistige und unentdeckte innere Kräfte der menschlichen Seele zu wecken, die unabhängig von der Sinneswahrnehmung im Inneren ruhen.

Ausgangspunkt seelsorglichen Handelns ist die individuelle Lebenssituation der Menschen in ihrer gegenwärtigen Lebensphase, die im Kontext des jeweiligen Lebensraumes und des Kirchenjahres erlebt und gestaltet wird.

Durch eine mehrperspektivische Annäherung an lebensbedeutsame Fragestellungen sollen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kurses in drei Schritten

(Foto: Rolf-Georg Bitsch, Köln)





an seelsorgliche Aufgaben herangeführt und zu deren Bewältigung qualifiziert werden, indem sie lernen, die Bedürfnisse und Lebenssituation der Menschen wahrzunehmen, zu erschließen und (mit)zugestalten. (Vgl. Lenzen 1996 *Heilpädagogische Explikationen zur „Konviktio“*. In: Lenzen, H. (Hrsg.): *Systematische Heilpädagogik in Ansätzen*. Aachen: Main-Verlag. 54–83.)

## 2.2 Persönlichkeitsprofil von Seelsorglichen Begleitern für Menschen mit geistiger Behinderung

### Seelsorge auf der Grundlage des eigenen christlichen Fundamentes

Seelsorge verantwortlich zu gestalten, ist nur möglich, wenn der Seelsorgliche Begleiter von Religion und Glauben betroffen ist und diese persönliche Betroffenheit in seine tägliche Arbeit einbringt. Das setzt ein ständiges Bemühen um den eigenen Glauben voraus. Der Seelsorgliche Begleiter soll bereit sein, die Sache des Evangeliums zu seiner eigenen zu machen und sie mit seinen Möglichkeiten glaubwürdig zu bezeugen. Ein Seelsorger soll bereit sein, die Verantwortung der Kirche für die Inhalte der Seelsorge mitzutragen. Der religiös wache und gläubige Seelsorgliche Begleiter sucht in der Kirche die Kommunikationsbasis für sein Glaubensleben. Dort kann er spirituelle Impulse erhalten und so vor der Verkümmern seines Glaubens bewahrt werden.

Besondere Bedeutung kommt der Spiritualität des Seelsorglichen Begleiters zu, da echte Spiritualität auf die Frage nach der Einheit von Glaubenslehre und Glaubensleben verweist und damit die Grundspannung jeder christlichen Existenz umschreibt. Gegenüber lehrhaften Ausprägungen des Glaubens meint Spiritualität die existentielle Seite, den persönlichen Bezug des einzelnen Christen zu den Gehalten des Glaubens. Dabei sollte Spiritualität nicht als bloße „Innerlichkeit“ verstanden werden. Obwohl das innere Leben entscheidend dazugehört, gestalten auch die konkrete Lebenspraxis und das Engagement das Ganze der Spiritualität mit. Der Seelsorgliche Begleiter wird sich in jedem Fall am Wirken und an der Gesinnung Jesu, seiner „Spiritualität“ ausrichten. Jesus begegnet den Menschen als Fragender und damit als „Lernender“ und das auf vielgestaltige Weise.

Neben der Orientierung an der Person Jesu und seinem Verhalten fordert Spiritualität das Gebet. Jesus gewinnt aus dem Gebet notwendige Orientierung, Vertrauen und Mut für seine Lehre und seine Verkündigung. Gerade als um ein Leben als Christ bemühter bzw. als ein sein Christsein reflektierender Mensch wird der seelsorgliche Begleiter sowohl mit seiner (religiösen) Sozialisation als auch mit seiner gegenwärtigen Lebenssituation konfrontiert, die seinen persönlichen Glauben und sein Selbstbild als seelsorglicher Begleiter mitbestimmen und damit in seine Arbeit einfließen.

### Der seelsorgliche Begleiter als Dialogpartner

*Seelsorglicher Begleiter für Menschen mit Behinderung sein heißt: miteinander auf dem Weg des Glaubens sein.* Das Zweite Vatikanische Konzil hat das Bild vom Volk Gottes, das miteinander auf dem Weg ist, neu betont. Man darf dieses Bild auch auf die Seelsorge anwenden: Seelsorgliche Begleiter und Menschen mit Behinderung sind miteinander ein Teil des Volkes Gottes, das auf dem Weg durch das Leben ist. Das impliziert zweierlei: zum einen eine Gemeinschaft im Glauben, die von einer wechselseitigen Bereicherung und Ergänzung geprägt ist. Nicht allein der seelsorgliche Begleiter mit seinem Vorsprung an Lebens- und Glaubenserfahrungen ist der Gebende, oft genug empfängt er von den Menschen mit Behinderung neue Impulse für sein eigenes Leben und seinen Glauben. Zum anderen impliziert das Bild vom Volk Gottes auf seinem Weg, dass niemand, auch der Seelsorgliche Begleiter nicht, im Glauben fertig ist, jeder ist noch auf dem Weg und noch lange nicht am Ziel. Wenn der Seelsorgliche Begleiter sich das bewusst macht, erhält er eine spürbare Entlastung für seinen Auftrag: Er braucht nicht alles schaffen zu wollen. Er geht vielmehr ein Wegstück zusammen mit den Menschen mit Behinderung, aber letztlich bestimmen diese selber über die Richtung ihres Weges (vgl. Frisch 1992: *Leitfaden Fachdidaktik*. Düsseldorf: Patmos). *Seelsorglicher Begleiter für Menschen mit Behinderung sein heißt: Glauben und Leben in einem ständigen Prozess der Korrelation mit den Menschen mit Behinderung zu vollziehen.*

Gottes- und Glaubenserfahrungen geschehen nicht neben oder hinter allgemein menschlichen Erfahrungen, sondern in ihnen als ihr innerster Kern. Wer von Gott sprechen will, muss vom Menschen sprechen. Für den seelsorglichen Begleiter bedeutet das, dass seine Impulse unlösbar verbunden sein müssen mit den Erfahrungen heutigen Lebens, mit der eigenen Lebenswirklichkeit und dem Leben der Menschen mit Behinderung. Der Seelsorger muss selber immer mehr Mensch werden, um so den Menschen mit Behinderung bei ihrem Prozess der Menschwerdung zur Seite zu stehen.

*Seelsorglicher Begleiter für Menschen mit Behinderung heißt: Identifikationsfigur sein*

Damit Menschen mit Behinderung den Seelsorglichen Begleiter überhaupt als Identifikationsfigur wahrnehmen und ihm mit Aufmerksamkeit begegnen und seine Einstellung als bedeutsam empfinden können, muss er bei ihnen durch Beliebtheit (Freundlichkeit, Zuwendung, Ansehen und offensichtlichen Erlebnisreichtum) Interesse geweckt haben. Anders ausgedrückt: Ein Seelsorglicher Begleiter kann und soll gerade in der ersten Begegnung nicht nur durch seine religiöse Einstellung beeindruckt, sondern muss allgemein als Mensch geschätzt werden.



Die Beliebtheit wird vor allem durch Zuwendung, beim Jugendlichen eher durch verständnisvolle Gesprächsbereitschaft und gemeinsame Erlebnisse, gewährleistet.

Wertvorstellungen müssen im gelebten, gestalteten Leben, in der Einstellung zum anderen und zur Welt deutlich werden, um für andere fruchtbar werden zu können. Der seelsorgliche Begleiter ist somit auch Mittler durch seine Persönlichkeit (Ebner 1984, *Elementarisierung im Religionsunterricht an der Schule für Lernbehinderte – Dargestellt am Thema Leid und seine Bewältigung aus christlichem Glauben. Dissertation: Würzburg*).

Neben dieser allgemeinen Dimensionen der Identifikationsmöglichkeit mit dem Seelsorglichen Begleiter tritt die des Zeugen des Glaubens hinzu, wobei hier Zeuge sein heißt, Auskunft geben können über den Glauben, den man vertritt, entsprechend der Aussage des 1. Petrusbriefes: „Seid stets bereit, einem jeden Rechenschaft zu geben über die Hoffnung, die euch be-seelt“. Somit heißt Zeuge sein, von einer Wirklichkeit zu

sprechen, mit der man persönliche Erfahrungen gemacht hat. Die Menschen mit geistiger Behinderung sind besonders sensibel dafür, ob geäußerte Einstellungen mit der inneren Überzeugung einer Person übereinstimmen. Für den Seelsorglichen Begleiter ist das eine Herausforderung. Das bedeutet zugleich, dass er auch zu eigenen religiösen Unsicherheiten und Anfragen stehen kann. Soweit Menschen mit geistiger Behinderung in der Lage sind, Kritik zu verstehen und Bedenken als Form kritischer Loyalität aus Liebe zur Kirche zu begreifen, macht das die Seelsorge glaubwürdiger und die Glaubensüberzeugung des Seelsorglichen Begleiters nachahmenswert (vgl. Exeler 1982, *Der Religionslehrer als Zeuge. In: Katechetische Blätter 106, 3–14.*).

*„Seelsorgliche Begleiter“ als Mitgestalter der Kultur in einer Wohneinrichtung*

Kultur meint die vielfältigen Faktoren, die den Lebensraum Wohneinrichtung mitbestimmen. Zum einen sind viele Faktoren für die Gestaltung des Alltags zwar vorgegeben

(Foto: Rolf-Georg Bitsch, Köln)



und nicht veränderbar; zum anderen können oder müssen darüber hinaus viele Elemente selbst geschaffen und gestaltet werden. Ein wesentlicher Aspekt der Kultur einer Wohneinrichtung ist die Atmosphäre, von der das Leben in besonderem Maße geprägt wird. Diese wird vor allem von den sozialen Umgangsformen und von den über die alltäglichen Verrichtungen hinausgehenden Angeboten mitbestimmt, die zum einen entlastende bzw. kompensatorische Funktion haben können oder Möglichkeiten der sozialen und kommunikativen Begegnung bieten. Viele dieser Angebote, wie Gesprächskreise, Freizeiten, Einrichtung eines Cafés etc., haben zunächst nicht viel mit Seelsorge zu tun, können aber von ihm ausgehen oder von ihm (mit)getragen werden. Spezifische seelsorgerische Angebote bilden Schul- und Klassengottesdienste, religiöse Freizeiten, gemeinsame Aktionen mit Pfarrgemeinden oder kirchlichen Gruppen, gemeinsame Sakramentenvorbereitung und deren Empfang in den Gemeinden, Gestaltung christlicher Feste im Jahreskreis, individuelle Begleitung in besonderen Lebenssituationen, eine anthropologisch begründete und pastoraltheologisch fundierte Zusammenarbeit mit den Eltern etc.

#### *Seelsorgliche Begleiter als katechetisch und liturgisch gebildete Person*

Wesentliche Bezugspunkte der Seelsorge bilden die Katechese und die Liturgie. Persönliche Überzeugung und glaubwürdiges Zeugnis, so vordringlich sie sind, reichen aber nicht hin. Sie müssen zugleich von Fachkompetenz getragen sein.

So gilt, dass für eine elementare Seelsorge theologische Grundkenntnisse besonders bedeutsam sind, um das Elementare eines Gegenstandes in den Mittelpunkt zu stellen und nach seiner Relevanz für die Erfahrungen der Bewohnerinnen und Bewohner zu fragen. D. h., wenn der Seelsorgliche Begleiter seine Adressaten ernst nimmt, darf er seine Katechese weder darauf beschränken, nur einfach transportable Inhalte zu vermitteln, noch eine selektive bzw. unvollständige oder an den Strömungen des Zeitgeistes orientierte Glaubenslehre zur Grundlage seiner Arbeit zu machen. Lässt sich der Seelsorgliche Begleiter auf diesen Anspruch ein, so wird er feststellen, dass das Elementare nicht einfach etwas „Gegebenes“, sondern etwas „Umstrittenes“ und „Aufgegebenes“ ist, das in einem Suchprozess von ihm durchlebt und ermittelt werden muss (vgl. *Beuers, Büsch, Straub 2003, Wie Licht in der Nacht – Elementarisierung biblischer Texte für Menschen mit und ohne Behinderung. Kevelaer, Butzon & Bercker und Heinen 1989, Elementarisierung als Forderung an die Religionsdidaktik mit geistig behinderten Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Aachen, Main-Verlag*).

#### *Seelsorgliche Begleiter als Vermittler zwischen Wohneinrichtung und Gemeinde*

Die Einbindung und Verankerung der Seelsorge mit Menschen mit geistiger Behinderung in die Ortsgemeinde ist oft nicht frei von Widersprüchen und Konfliktpunkten, die letztlich vom seelsorglichen Begleiter mit gelöst, mitunter auch ausgehalten werden müssen. Reibungen entstehen schnell in Bereichen, in denen es Berührungspunkte zwischen Wohneinrichtung und Pfarrgemeinde gibt: bei Gottesdiensten, Kontaktstunden in der Wohneinrichtung, in der Sakramentenvorbereitung oder Sakramentenspendung und bei anderen Gelegenheiten. Nicht selten gestaltet sich solches Zusammenwirken als konfliktträchtig, wenn Vorstellungen darüber auseinander klaffen, was Seelsorge mit Menschen mit geistiger Behinderung erreichen soll oder kann. Der seelsorgliche Begleiter wird dann nicht selten zum gesuchten und beachteten Gesprächspartner, dem wichtige und vom Vertrauen bestimmte Aufgaben übertragen werden.

Zudem fühlen sich viele Gemeindemitglieder unsicher im Umgang mit Menschen mit Behinderung und können nur schwer einschätzen, welche Möglichkeiten, Fähigkeiten und Grenzen die Menschen haben. Auch hier geht es in Kooperation mit den hauptamtlichen Seelsorgern in der Pastoral für Menschen mit Behinderung um Vermittlung zwischen den bestehenden Gruppen (vgl. *Heinen/Lamers 2000, Heilpädagogische Kompetenzen und professionelles Selbstverständnis in der Begegnung mit Menschen mit geistiger Behinderung. In: Heinen, N./Lamers, W. (Hrsg.): Geistigbehindertenpädagogik als Begegnung. Düsseldorf: verlag selbstbestimmtes leben. 53–65*).

### **3. Aufgaben und Ziele seelsorglicher Begleitung**

#### **3.1 Aufgaben seelsorglicher Begleitung**

Die Aufgaben beziehen sich in besonderer Weise auf

- Übernahme einer Brückenfunktion zwischen Seelsorge in der Wohneinrichtung und der gemeindlichen Seelsorge mit behinderten Menschen in Abstimmung mit den Seelsorgeteams der Gemeinde/Region. Notwendig ist hier die enge Kooperation mit dem beauftragten hauptamtlichen Behindertenseelsorger.
- Schaffung und Gestaltung einer am Kirchenjahr orientierten Atmosphäre in der Wohneinrichtung
- Gestaltung von Wortgottesdiensten: Vollzug elementarer adressatenbezogener liturgischer Rituale und Vermittlung biblisch elementarer Bilder
- Religiöse Begleitung in Alltagsvollzügen
- Begleitung in lebensgeschichtlichen Grenzsituationen, hier insbesondere Krankheit, Sterben, Tod, Trauer.

Diese verstehen sich als Angebote, die sich sowohl an einzelne Personen als auch Kleingruppen oder die gesamte Wohnhausgemeinschaft richten.

### 3.2 Ziele seelsorglicher Begleitung

Seelsorgliche Begleitung will den Menschen eine phasengerechte Lebenshilfe geben in

- der Weiterentwicklung ihres Lebenszutrauens
- der Gewinnung oder Erhaltung ihrer Lebensfertigkeiten
- der Suche nach Lebensorientierung
- der Ausgestaltung von Lebenshaltungen

Es geht in hohem Maße um die partnerschaftliche Beziehung zu Anderen, um das Einfühlen in die gegenwärtige Lebenssituation und Erlebnisweise der anderen Person. Heinrich Lenzen hat diese Fähigkeit in der Heilpädagogik als *Konviktio*n beschrieben, als eine Fähigkeit, die im Sinne des Fremdverstehens die Aspekte *Annähern, Einfühlen, Verstehen* und *Akzeptieren* umfasst, aber auch ganz unspektakulär meint, ein Stück des Weges mit der oder dem Anderen gehen.

### 4. Fazit

Seelsorgliche Begleitung in katholischen Wohn- einrichtungen will dazu beitragen, dass Menschen mit geistiger Behinderung einen Lebensraum finden, in dem ihnen eine am christlichen Glauben orientierte Lebensgestaltung möglich ist. Dieser Anspruch ist allerdings nur zu verwirklichen, wenn die Verantwortlichen offen für

Innovation im Hinblick auf Fragestellungen und Aufgabenbereiche der Seelsorge im Sinne planvoller Veränderung und Weiterentwicklung und Umsetzung Seelsorgerlicher Konzepte sind. Verantwortung ist immer auf größere soziale Zusammenhänge gerichtet, womit auch seelsorgliches Handeln aus der Verantwortung für das Ganze bestimmt ist.

Seelsorge ist eine inhaltliche Profilierung mit Qualitätsstandards. Jenseits von feierlichen Postulaten auf Hochglanzpapier zum „hohen C“ und zum christlichen Menschenbild vollzieht Caritas mit einer solchermaßen menschenorientierten und lebensfördernden Seelsorge ihr ureigenstes Proprium, die auf einem in Zukunft umkämpften Anbietermarkt im besten Sinne auch ein Marketinginstrument sein kann.

Weitere Informationen sind erhältlich beim: Referat Behindertenseelsorge im Generalvikariat der Erzdiözese Köln, Georgstraße 20, 50676 Köln oder [www.behindertenseelsorge.de](http://www.behindertenseelsorge.de)

\* Der Autor ist Fachreferent der Arbeitsstelle

\*\* Der Autor ist Religions- und Sonderpädagoge an der Heilpädagogische Fakultät der Universität Köln

Foto: Carasana, Köln (Aus dem Film: Auf gleicher Augenhöhe, S. 48)



## Caritas + Wohin mit dem Kreuz?

Diakon Johannes Schmitz\*

Wohl kaum eine Caritaseinrichtung, ein Dienst oder eine sonstige Hilfeform vor allem in der Behindertenhilfe wird darauf verzichtet haben bzw. in Zukunft darauf verzichten können, für sich selbst ein Leitbild zu erstellen. Diese Leitbilder, diese Kern- bzw. Grundaussagen über das Selbstverständnis der jeweiligen Hilfeform bzw. Einrichtung weist sich häufig durch das berühmte und bekannte postulierte christliche Pluszeichen, mit dem sich Caritas einmal am Markt behaupten möchte, aus. Dort, wo Caritas draufsteht, soll bzw. ist Caritas dann auch drin bzw. sein.

Denn wie sieht es in der konkreten Arbeit aus? Menschen mit Behinderung brauchen in ihrer jeweiligen Hilfsbedürftigkeit entsprechende Dienste, die sich in einem besonderen Maße von hoher qualitativer pädagogischer Arbeit auszeichnen haben. Damit ist den geforderten Qualitätsanforderungen erst einmal genüge getan. Dies allein weist jedoch im Sinne einer Marktbehauptung noch nicht darauf hin, worum es sich denn letztlich bei diesem Pluszeichen handelt. Am Markt angekommen, wird zukünftig gewählt werden können, welchen Dienst der Betroffene in Anspruch nehmen möchte. Er wird wählen können, zwischen unterschiedlichen Anbietern. Und er wird wählen wollen, zwischen Diensten und Einrichtungen, die sich in ihrer Grundhaltung und Ethik, in ihrem Menschenverständnis etc. eben voneinander unterscheiden.

So stellt sich dann die Frage: „Was ist dieses Plus, wodurch zeichnet sich dieses Plus aus und wie ist dies sowohl für die Betroffenen, für die Mitarbeiter, für die Einrichtung und für die Gesellschaft am zukünftigen Markt erkennbar?“ Ein Wesensbestandteil dieses Plus ist der konkrete Vollzug von Religiosität und Religionsausübung durch die Betroffenen.

So nehmen Betroffene sich zunehmend das Recht heraus, sich als Sinnsuchende bzw. Glaubenssuchende zeigen zu dürfen und hierauf entsprechende Antworten zu erwarten. So ist es notwendig, dass die Einrichtungen und Dienste in der Caritas sich mit ihrem Plus genau dadurch auszeichnen können, indem sie um der Betroffenen willen Räume für solche Fragen schaffen. Räume, die geprägt sind von einer tatsächlichen Offenheit in der Religiosität und Glaubensanliegen ihren Platz und ihren Widerhall finden. Sobald sich aber dann so etwas wie ein Raum entwickelt, der gekennzeichnet ist von einer persönlichen Atmosphäre für genau diese Fragestellung, ist festzuhalten, dass der Raum dann auch entsprechend genutzt wird.

Nur wenn wir als Mitarbeitende in Kirche und Caritas tatsächlich uns auch als solche verstehen, bzw. uns zu erkennen geben, dann hat dies eine Wirkung. Nur wenn ich selbst bereit bin, mich z. B. über das Thema Sterben auseinander zu setzen und diese Auseinandersetzung schon in einer bestimmten Form für mich selber geleistet habe, nur dann ist mein Gegenüber in der Lage mit mir seine Fragen zu einem solchen Thema zu diskutieren. Und dies gilt dann eben nicht nur für solche wichtigen Themen wie z. B. Umgang mit Tod und Sterben, sondern dies gilt dann grundsätzlich für die Glaubensfrage schlechthin.

Ein weiteres, was dieses Plus möglicherweise auszeichnen könnte, ist eine Brücke hin zu einer qualifizierten seelsorglichen Begleitung von außen. Für eine qualifizierte Seelsorge müssen Strukturen geschaffen werden, auf die Betroffene und Mitarbeiter zurückgreifen können. Der Ort der Seelsorge, der seelsorglichen Begleitung ist und bleibt die Gemeinde vor Ort, die jeweilige Kirchengemeinde, deren Aufgabe in Sorge um den Nächsten ja durch die Caritas mit wahrgenommen wird. Es geht also um eine strukturelle Verzahnung zwischen den pastoralen Diensten in der Gemeinde und den MitarbeiterInnen in den Caritaseinrichtungen.

Das seitens des Erzbistums Köln entwickelte Brückenbaummodell mit der Qualifizierung bzw. der Einbindung pädagogischer Mitarbeiter in ein seelsorgerisches Konzept zwischen Einrichtungen und Gemeinde hat sich vorgenommen, diesen Raum zu füllen. Die hier bereits vorliegenden Erfahrungswerte scheinen diesem Modell eine wirklich aussichtsreiche Zukunft zuzusprechen.

Doch damit ist den notwendigen Anliegen und Bedürfnissen noch immer nicht ausreichend Rechnung getragen; Caritas weist sich im Kontext ihres Plus-Zeichens auch häufig als so genannte Missionswerkstatt aus. Nicht umsonst argumentieren viele Caritasdirektoren ihren jeweiligen Ortsbischöfen gegenüber mit der missionarischen Wirkung ihrer Einrichtung auch innerhalb ihrer Mitarbeiterschaft. Gemeint ist hiermit, dass durch das Engagement viele Mitarbeiter den Weg zur Kirche und auch zu ihrer jeweiligen Ortsgemeinde über die Caritas mit ihren Diensten wieder zurückfinden. Und genau hier ist ein Ansatz zu sehen, der über die bisher gekannten Modelle möglicherweise hinaus auch zukunftsweisende Wirkung haben darf. Wenn bis heute die jeweiligen Leitungen und Träger von Caritaseinrichtungen sich in einem zunehmenden Maße darauf beschränken müssen,



in ihren hauptverantwortlichen Positionen entsprechend kirchlich verankerte Mitarbeiter vorzuhalten bzw. einzustellen und damit hoffen, so den christlichen Geist einer Einrichtung oder Dienstes zu prägen, dann verkennen sie die Bedeutung des tatsächlichen Face-to-Face-Kontaktes zwischen dem einzelnen pädagogischen Mitarbeiter an der Basis und den dort betreuten betroffenen Menschen mit Behinderung. Das Caritas-Plus hat immer etwas mit der konkreten Arbeit zu tun. Jedoch, wie können Mitarbeiter ein Plus-Zeichen in ihrer Tätigkeit ausweisen, wenn sie häufig nur über aus Kindertagen stammendes undifferenziertes Grundwissen in Sachen Religion verfügen, was denn mit diesem Kreuzzeichen gemeint ist?

Hier ist dringend angezeigt, neben allen anderen fachlichen, pädagogischen, qualifizierenden Fortbildungen den Mitarbeitern auch ein entsprechendes Grund-Glaubenswissen wieder neu bzw. zum ersten Mal zu vermitteln. Ein Mitarbeiter bei Ford weiß, wer Henry Ford war und kennt zumindest in Grundzügen die Firmengeschichte und seine Produkte. Schon in der Ausbildung wird ein solches Grundwissen Verpflichtung vermittelt und dies aus gutem Grund. So stellt sich die Frage: „Warum gibt es in der Caritas im Sinne von verpflichtenden Fortbildungen und Qualifizierungen keine zwingende Veranstaltung, in der ein religiöses Grundwissen vermittelt wird?“ Wo sind die Kurse der Caritas, in denen die Kirchengeschichte, die Geschichte der Caritas als fachlich qualifizierende Maßnahme für ihre Mitarbeiter ihre Berücksichtigung findet. Wo sind die Wochenendveranstaltungen für MitarbeiterInnen in der Caritas, in denen tatsächlich z. B. neutestamentliches Wissen wie Jesus Botschaft in ihrem Kern, Fragen des Auferstehungsverständnisses, der Christologie oder möglicherweise auch im Sinne von vergleichender Religionswissenschaft

andere religiöse Grundhaltungen erklärt, vermittelt und möglicherweise auch abgefragt werden können. Und – wieder aus Erfahrung – ein solcher Kurs, eine solche Bildungsreihe, trifft auf hohes Interesse unter den MitarbeiterInnen und hat nicht zu übersehende Wirkung auf den konkreten Dienst.

So wird es Aufgabe der Caritas sein, hier ein entsprechendes Angebot zu schaffen, von dem heraus tatsächlich dieses Plus eine Wirklichkeit bekommen kann. Caritas wird sich zukünftig auf dem Markt mit seinem Plus erkennbar auszeichnen müssen. Und wo Caritas draufsteht, muss eben auch Caritas drin sein, dies gilt dann für jeden und jede MitarbeiterIn in jedem karitativen Dienst. Caritas wird sich dadurch auszeichnen, dass es in ihren jeweiligen Diensten und Einrichtungen einen Raum gibt, in dem religiöses Leben seinen Platz haben darf, sowohl für die Betroffenen und Betreuten selbst, wie auch für das jeweilige dienstverpflichtete Personal. Hier eröffnet sich wirkliche Zukunft für alle Beteiligten. Es ist nicht mit einer Verpflichtung zur Teilnahme an mehr oder weniger regelmäßigen gottesdienstlichen oder ähnlichen Veranstaltungen für die Mitarbeiterschaft getan. Die Mitarbeiter haben auch ein Recht darauf zu wissen, worum es denn tatsächlich in der Caritas geht. Wenn in einem zunehmenden Maße die Mitarbeiter aufgrund ihrer persönlichen wie auch gesellschaftlichen Situation nicht mehr in der Lage sind, hier mit tatsächlich eigenem Basisgrundwissen ihren Dienst zu vollziehen, dann haben wir als Caritas dafür Sorge zu tragen, dass dies wieder möglich wird. Die Unterstützung der jeweiligen seelsorgerisch verantwortlichen Kräfte in der Ortsgemeinde und im Bistum sei hierbei ebenso zwingend vorausgesetzt.

*\* Der Autor ist komm. Leiter der Arbeitsstelle*

(Foto: Rolf-Georg Bitsch, Köln)





## Flingern mobil – Ein Düsseldorfer Pfarrverband handelt und schärft das soziale Bewusstsein!

Carsten Horn\*

Wenn es in einer Gemeinde keinen Gottesdienst mehr gibt, dann existiert sie als Gemeinde nicht mehr – das ist jedem klar. Dass neben Liturgie und Verkündigung auch die caritative Arbeit genauso untrennbar zum Wesen einer Gemeinde gehört, ja gehören muss, ist längst nicht so klar. Müsste nicht eigentlich eine Gemeinde, in der es keine Caritasgruppe mehr gibt, genauso aufgelöst werden wie die, in der es keine Gottesdienstgemeinde mehr gibt?

Caritasarbeit ist inzwischen in vielen Gemeinden professionalisiert: „Dafür haben wir unseren Caritasverband.“ Auch für den Gottesdienst gibt es die hauptberuflich Pastoral tätigen und doch gibt es hier noch das Bewusstsein, dass es ohne die Mitglieder nicht geht. Anders sieht das im caritativen Bereich aus. Immer mehr Gemeinden beschränken sich hier auf die jährliche Caritas-Sammlung, vielleicht noch ein wenig Seniorenarbeit. Die inhaltliche Arbeit, das unmittelbare caritative Engagement ist als „Sache der Profis“ abgeschoben.

Dabei ist es gerade die soziale Arbeit, in der auch so genannte Fernstehende der Kirche eine hohe Kompetenz bescheinigen. Und an ungelösten sozialen Fragen mangelt es wohl kaum einer Gemeinde. Gerade in sozialen und gesellschaftlichen Fragen ist es – auch nach den Satzungen der Pfarrgemeinderäte – die Aufgabe der Laien in der Gemeinde, ihre Fähigkeiten einzubringen und sich zu Wort zu melden.

Die Aufgaben reichen von der Beteiligung an der Ganztagsbetreuung für Schulkinder bis zum Besuchsdienst in einem Pflegeheim. Gerade solche Dienste geben dem sozialen Engagement der Kirche einen unverwechselbaren Charakter, machen den „Mehrwert“ eines kirchlichen Trägers aus.

Aus diesem Bewusstsein ist in Düsseldorf-Flingern 1997 der Verein *Flingern mobil* entstanden. Die Einrichtung eines Drogen-Hilfe-Centrums (DHC) im Gemeindegebiet und die Ablehnung durch die Bevölkerung veranlasste den Pfarrgemeinderat, sich für dieses kommunale Hilfsangebot stark zu machen und als Vermittler zwischen DHC und Nachbarn zu fungieren. In der Gemeinde entstand aus der Beschäftigung mit dem Thema schnell der Wunsch, die Arbeit des Drogen-Hilfe-Zentrums auch ganz konkret zu unterstützen. Mit der Gründung von *Flingern mobil* gelang es, ein ergänzendes aufsuchendes Hilfsangebot in der offenen Düsseldorfer Drogenszene zu etablieren. Inzwischen beschäftigt der Verein, der seine Arbeit anfangs nur aus Spendenmitteln finanzierte, zwei hauptamtliche Streetworker in diesem Bereich.

Trotzdem lebt der Verein nach wie vor von seiner unmittelbaren Gemeindennähe. Für die Mitglieder der Kirchengemeinden im Stadtteil ist es „unser Verein“, der nach wie vor von Ehrenamtlichen geleitet wird, der aber

ebenso aktiv von den hauptamtlichen Seelsorgern unterstützt wird. So ist der Diakon und Caritasseelsorger gleichzeitig Geschäftsführer des Vereins.

Fast automatisch ist in den letzten Jahren der Aufgabenbereich des Vereins gewachsen. So gibt es inzwischen nicht nur Projekte der Suchtprävention, der Verein hat auch die Jugendfreizeiteinrichtung der Gemeinde St. Elisabeth und Vinzenz in seine Trägerschaft übernommen, eine Schulkinderbetreuung – und in der Zukunft möglicherweise auch die Offene Ganztagschule – ist dem Verein ebenfalls zugewachsen.

Und gleichzeitig hat sich das Bewusstsein in den Gemeinden des Stadtteils gewandelt. Das betrifft nicht nur die klassischen Vorurteile gegenüber Drogenkranken. Dazu passt auch, dass sich in Folge der Schulkinderbetreuung eine Gruppe von ehrenamtlichen Damen gefunden hat, die zweimal in der Woche für die Kinder kochen und so nicht nur für eine warme Mahlzeit sorgen, sondern für die Kinder eine familiäre Atmosphäre schaffen.

So sind auch Menschen mit Behinderungen in den Jahren seit Gründung des Vereins stärker in den Blick der Gemeinde gerückt. Einerseits kann *Flingern mobil* mit seinen Zivildienstleistenden im „Mobilen Sozialen Dienst“ ganz konkrete Hilfestellungen leisten: sei es durch die Unterstützung beim Einkauf, durch das Vorlesen aus der Zeitung oder durch die Begleitung zu einer Veranstaltung. Andererseits hat die Gemeinde durch ihr caritatives Engagement ihr Profil, aber auch ihr Bewusstsein geschärft.

Eine Gruppe des „Katholischen Blindenwerks“ trifft sich schon seit vielen Jahren in der Elisabethkirche zu Gottesdienst und anschließender Begegnung, aber erst in den letzten Jahren ist daraus auch eine Verbindung zur Gemeinde gewachsen. Heute spielt das Blindenwerk auch bei den Überlegungen zum Pfarrfest oder zur Wallfahrt eine Rolle, Fragen, für die es vorher kein Bewusstsein gab.

Es ist ein Unterschied, ob eine Gemeinde ihre sozialen Fragen „beim Caritasverband in guten Händen“ weiß oder ob sie selbst anpackt. In Flingern-Düsseltal hat die Gründung von *Flingern mobil* auch dazu beigetragen, das Profil – insbesondere der Gemeinde St. Elisabeth und Vinzenz, wo der Verein seine Geschäftsstelle hat – zu schärfen. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass der Pfarrverband Flingern-Düsseltal zum Weltjugendtag 2005 signalisiert hat, Gastgeber für die blinden Teilnehmer aus aller Welt werden zu wollen.

*Flingern mobil e.V.*: Vinzenzplatz 1, 40211 Düsseldorf, Tel. 0211/35 59 31-0, E-Mail: info@flingern-mobil.de und im Internet: www.flingern-mobil.de

\* Der Autor ist Vorsitzender des Pfarrgemeinderats von St. Elisabeth und Vinzenz in Düsseldorf

# AUS KIRCHE, KULTUR, POLITIK, UND WISSENSCHAFT

## Der XX. Weltjugendtag 2005:

### Prüfstein und Chance gerechter Beteiligung junger Menschen mit und ohne Behinderung

Simone Bell-D'Avis\*  
Marc-Ansgar Seibel\*\*

Im August 2005 findet der XX. Weltjugendtag (WJT) in Köln statt. Die Tage in Köln werden eingeleitet von den so genannten Tagen der Begegnung in allen deutschen Diözesen. Christinnen und Christen mit und ohne Behinderung aus aller Welt und damit aus Ländern unterschiedlicher Auffassung über das Phänomen Behinderung kommen in Köln zusammen.

#### 1. Notwendige Netzwerkbildungen im Vorfeld

Allen Beteiligten ist klar, dass ein Weltjugendtag nur dann gelingen kann, wenn er von Anfang an als Netzwerk<sup>1</sup> der bestehenden Trägerstrukturen der Pastoral, öffentlicher Einrichtungen und der unterschiedlichen religiösen und säkularen Bewegungen konzipiert wird. Um aus dem Weltjugendtag nachhaltig wirksame Impulse zu gewinnen, darf er nicht isoliert neben bestehenden Strukturen geplant werden, sondern bedarf der Kommunikation und Kooperation mit den unterschiedlichen Partnern, von der katholischen (Jugend-)Verbandsarbeit über kommunale Träger bis hin zu sozialen Bewegungen und Trägern der Wohlfahrtspflege.<sup>2</sup>

Da dieses Glaubensfest sowohl in den deutschen Diözesen als auch im Erzbistum Köln stattfindet, ist nicht nur im Kölner Weltjugendtagsbüro, sondern auf den verschiedenen kirchlichen Ebenen, von Pfarrei über Dekanats- bis hin zur Diözesanebene, Netzwerkbildung gefragt. Folgende Punkte gilt es bei Netzwerkbildungen zu berücksichtigen:<sup>3</sup>

- Netzwerkbildung eröffnet Synergien und sichert Handlungsspielräume.
- Erfolgreiche Netzwerkbildung erfordert und ermöglicht die Bereitschaft und Beteiligung der verschiedensten Akteure und Organisationen.
- Eine kontinuierliche Kooperation der relevanten Akteure aus den unterschiedlichen Strukturen ist sicherzustellen.
- Gegenseitige Information und Kooperationen sind erste Schritte hin zur Netzwerkarbeit.
- Öffentlichkeitsarbeit ist eine wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche Netzwerkarbeit.
- Der Aufbau und die Pflege von Netzwerken erfordern die Unterstützung durch professionelle Kompetenz.
- Gute Beispiele der Netzwerkbildung sind zu kommunizieren.

#### 2. Netzwerkbildungen für die behindertenfreundliche Durchführung des Weltjugendtags 2005

Das Lokale Organisationskomitee (LOK) für die Vorbereitung des XX. Weltjugendtags 2005 hat als eines der Ziele dessen behindertenfreundliche Gestaltung verbindlich festgelegt. Gerade das Ziel, den WJT behindertenfreundlich durchzuführen, erfordert an den verschiedenen Stellen, an denen der WJT stattfindet – sei es beim Abschlussgottesdienst mit dem Papst und schätzungsweise 800.000 Gottesdienstbesuchern, sei es an den Unterkunftsorten in den Diözesen Deutschlands, sei es an den jugendkulturellen Veranstaltungsorten in den Diözesen oder während der Tage in Köln die Kooperation und Kommunikation mit Profis der Behindertenarbeit, also mit Betroffenen, mit Behindertenbeauftragten und Behindertenseelsorgern und mit Einrichtungen der Wohlfahrtspflege. Allein die Frage, ob während der Tage in Köln die städtischen behindertengerechten Toiletten, die in der Regel verschlossen sind, geöffnet werden, ist nur durch frühzeitige Kommunikation und Kooperation zu klären. Die Frage, wie Menschen mit Behinderung Akteure der zentralen Liturgien werden, bedarf ebenfalls der Kommunikation und Kooperation mit Insidern der Behindertenseelsorge ebenso wie mit Liturgieprofis und mit den Architekten des Veranstaltungsgeländes. Letztlich hängt an einer gelingenden Netzwerkbildung rund um die Frage, wie der WJT 2005 behindertenfreundlich werden kann, die Frage nach der Beteiligungsgerechtigkeit von Menschen mit Behinderung am WJT selbst und in Kirche und Gesellschaft generell.

#### 3. Beteiligungsgerechtigkeit als ethisches Leitkriterium

Beteiligungsgerechtigkeit wird in der neueren sozialetischen Theoriebildung und in jüngeren ortskirchlichen Dokumenten als ethisches Leitkriterium entfaltet<sup>4</sup>, denn die „Grundforderungen der Gerechtigkeit müssen allen Personen ein Mindestmaß an Beteiligung an der menschlichen Gemeinschaft ermöglichen.“<sup>5</sup> Dies schließt die Beteiligung am wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben der Gemeinschaft an vorderster Stelle mit ein. Beteiligungsgerechtigkeit beinhaltet zweierlei. Zunächst verpflichtet sie als Verhaltensnorm alle, sich am Leben der Gesellschaft aktiv und produktiv zu beteiligen. Zugleich verweist Beteiligungsgerechtigkeit als Strukturnorm dar-

auf, dass es eine Obliegenheit der Gesellschaft ist, ihnen Möglichkeiten einer solchen Beteiligung zu schaffen. Eigenverantwortung und Solidarität gehören somit fundamental zusammen.

Das ethische Leitkriterium der Beteiligungsgerechtigkeit nimmt bereits im Sozialwort der Kirchen eine zentrale Position ein. Nach dem Sozialwort „erschöpft sich Gerechtigkeit nicht in der persönlichen Fürsorge für Benachteiligte, sondern zielt auf den Abbau der strukturellen Ursachen für den Mangel an Teilhabe und Teilnahme an gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Prozessen [...]“<sup>6</sup> Das Sozialwort verknüpft den Gedanken der Beteiligungsgerechtigkeit mit der evangeliumsgemäßen Option für die Armen und Benachteiligten. Es handelt sich hierbei jedoch nicht um eine Option, die sich in bloßer Fürsorge erschöpft, sondern die es ermöglicht, dass Betroffene selbst zu Akteuren werden können.

#### **4. Die sozialetische Diskussion der Kirche und die Leitsätze der Behindertenbewegung**

Die sozialetische Diskussion der Kirche konvergiert an dieser Stelle mit zentralen Leitsätzen der Behindertenbewegung. In der mit Hilfe der Behindertenbewegung durchgesetzten Abwendung weg vom defizitorientierten Modell von Behinderung, das im Menschen mit Behinderung einen fürsorgebedürftigen Kranken sieht, hin zum sozialen Modell von Behinderung wird diese Konvergenz greifbar. Aber auch im zentralen Satz *Nichts über uns ohne uns*, der im Nachgang der Erfahrungen rund um das damals so genannte Internationale Jahr der Behinderten geprägt wurde, klingt die Konvergenz zwischen Behindertenbewegung und kirchlicher Soziallehre an.

#### **5. Die handlungsleitenden Optionen für die Vorbereitung eines behindertenfreundlichen Weltjugendtags**

Um den Weltjugendtag nicht unterhalb der von der Behindertenbewegung selbst und der sozialetischen Diskussion gesetzten Standards durchzuführen, wurden frühzeitig entscheidende Weichen gestellt. Durch die Installation einer Behindertenbeauftragten im Stab der Geschäftsführung ist gewährleistet, dass das Thema Behinderung nach dem politischen Prinzip des Mainstreamings angegangen wird.<sup>7</sup> Dieser Mainstreaming-Ansatz gewährleistet, dass alle Fragen rund um das Thema Behinderung integraler Bestandteil aller mit der Organisation, Planung und Durchführung des Weltjugendtags befassten Bereiche ist. Natürlich stellen sich dabei an vielen Stellen Detailfragen und Herausforderungen. Um im Detail wirklich zu gewährleisten, dass

die Planungen sich am sozialen Modell von Behinderung orientieren, hat der Weltjugendtag sich auf Optionen geeinigt, die für die konkrete Arbeit in den einzelnen Bereich handlungsleitend sind. Diese Optionen werden im Folgenden schlaglichtartig vorgestellt.

##### **5.1 Integration versus Separation**

Diese erste Option zielt darauf ab, wo auch immer es möglich ist, dafür zu sorgen, dass junge Menschen mit und ohne Behinderung gleichzeitig und gemeinsam am WJT 2005 teilnehmen können. Dass es auch die Möglichkeit besonderer Rückzugsmöglichkeiten und besonderer Unterstützung für Menschen mit Behinderung geben muss, steht dieser Option nicht entgegen, sondern bietet die Gewähr für das übergeordnete Ziel der Teilhabe von Menschen mit Behinderung an allen Veranstaltungen des WJT. Nur dort, wo eine zeitweilige Separation dem übergeordneten Ziel der besseren Teilhabe dient, ist das Instrument der Separation reflektiert einzusetzen.

##### **5.2 Selbstbestimmung versus Fremdbestimmung**

Diese zweite Option greift die aus der Behindertenbewegung selbst entstandene und im Bischofswort „unBehindert Leben und Glauben teilen“ aufgegriffene Formulierung „Nichts über uns ohne uns“ auf. Diese Formulierung betont die Möglichkeiten und Fähigkeiten von Menschen mit Behinderung, ihr Leben selbst zu gestalten. Mit dieser Formulierung wird jede Tendenz in die Schranken gewiesen, mit dem „Wohlwollen“ der Teilnehmer während des WJT zu kalkulieren, anstatt im Vorfeld die weitmöglichste Barrierefreiheit zu gewährleisten. Da, wo mit dem Wohlwollen der Teilnehmer kalkuliert wird, werden Menschen mit Behinderung in eine unwürdige Abhängigkeit getrieben und um ihre Selbstbestimmung gebracht.

##### **5.3 Assistenz versus Bedürftigenhilfe**

Menschen mit Behinderung bzw. people with special needs benötigen trotz größtmöglicher Eigenständigkeit unterschiedliche Hilfen. Diese Hilfen sind abhängig von der jeweiligen Behinderung, der damit verbundenen individuellen Bedürftigkeit und der Person. Trotz Bereitstellung technischer und organisatorischer Hilfen wird es notwendig sein und bleiben, diesen unterschiedlichen Bedürftigkeiten mit entsprechender personeller Unterstützung zu begegnen. Dafür, dass diese Unterstützung sich auf der Linie des sozialen Erklärungsmodells von Behinderung bewegt und nicht einen Rückfall in ein defizitorientiertes Fürsorgemodell bedeutet, werden die Freiwilligen, die im Rahmen des Weltjugendtags tätig werden und Assistenzfunktionen übernehmen, entsprechend geschult.



#### 5.4 Teilhabe versus Ausschluss

Die Option „Teilhabe versus Ausschluss“ bietet ein Kriterium in Bezug auf die verschiedenen Weisen, in denen Menschen mit Behinderung Ausschluss erfahren können. Es gilt hier, die unterschiedlichen Barrieren, die die verschiedenen Behinderungsformen aufweisen, in den Blick zu nehmen. Oftmals beschränkt sich die Wahrnehmung von Barrieren ausschließlich auf vertikale Barrieren, die Menschen im Rollstuhl den Zugang unmöglich macht. Menschen mit Sinnesbehinderung sind in ihrer Mobilität nicht durch Stufen eingeschränkt, wohl aber durch nicht vorhandene Visualisierungen bzw. nicht vorhandene akustisch oder taktil erfahrbare Informationen. Die Option Teilhabe versus Ausschluss bedeutet nicht ausschließlich eine logistische Herausforderung, sondern ebenso eine pastoral-inhaltliche: Es geht neben der Gewährleistung einer grundsätzlichen Zugänglichkeit von Informationen für Menschen mit Behinderung auch um deren Einbeziehung in die Gestaltung von Liturgien und anderen Vollzugsformen des WJT 2005. Hilfreich zur Gewährleistung von Teilhabe ist es, sich von der Vorstellung zu verabschieden, die Veranstalter und Akteure des WJT 2005 wären „gesund“ und nur unter den zu erwartenden Pilgern befänden sich Menschen mit Behinderung. Vielmehr kommt der Realisierung von

Teilhabe die Anerkennung der Tatsache zugute, dass es unter den verschiedenen Interessengruppen, die am Gelingen des WJT 2005 mitwirken, Menschen mit den unterschiedlichen Behinderungsformen geben wird: Beispiele: Es werden sich auch rollstuhlfahrende Journalisten anmelden, und es wird Bischöfe mit Hörgerät geben. Also muss auch bei der Registrierung dieser Gruppen auf in Frage kommende special needs selbstverständlich Rücksicht genommen werden.

#### 5.5 Special needs versus Pauschalisierungen

Es gehört zum Phänomen Behinderung, dass keine Behinderung mit einer anderen wirklich identisch ist. In der Wahrnehmung von Behinderung und in der Zusammenarbeit mit Menschen mit Behinderung kommt dem Bewusstsein der jeweils individuellen Beschaffenheit einer Behinderung zentrale Bedeutung zu. Der beste Experte für diese individuelle Beschaffenheit seiner Behinderung ist jeweils der Mensch mit Behinderung selbst. Sein Expertenwissen sollte, wo immer es möglich ist, zu Rate gezogen werden. An erster Stelle kann dieses Expertenwissen bereits bei der Registrierung der Pilger genutzt und abgefragt werden. Der detaillierten Abfrage der special needs von Menschen mit Behinderung kommt eine zentrale Steuerungsfunktion für die weiteren Planungen des Weltjugendtags zu.

*wjt gGmbH – Beim Pilgerweg der Versöhnung durch Deutschland. Station in Passau (April 2004)*





### 5.6 Versehrtheit versus Übermensch

Behinderung konfrontiert immer mit der potentiellen Versehrtheit menschlichen Lebens und mit dem jederzeit drohenden Verlust von Autonomie. Die Differenz-erfahrung, die in der Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung gegeben ist, ist dadurch für viele Menschen angstbesetzt und wird genau deswegen häufig vermieden. Eine Ursache für die Separation von Menschen mit Behinderung besteht genau in dieser Vermeidungshaltung. Parallel zur zunehmenden Akzeptanz des sozialen Erklärungsmodells von Behinderung und zu den politisch und gesellschaftlich verstärkten Integrationsbemühungen, findet aktuell, hervorgerufen durch die Optionen einer Medizin der Zukunft, erneut eine gefährliche Infragestellung des Phänomens Behinderung statt: Das (Zerr-)Bild eines leidens- und störungsfreien Lebens ohne Krankheit und Behinderung wird beschworen und der Traum vom perfekten Designer-Baby wird nicht nur geträumt, um gesellschaftliche Akzeptanz für grenzenloses Forschen ohne ethisch-mora-

lische Beschränkungen herzustellen. Und so ist es schon wieder gesellschaftsfähig geworden, das Lebensrecht von Menschen mit schweren Behinderungen in Frage zu stellen. Gerade das Phänomen Jugend wird im Zuge eines starken und unverwundbaren menschlichen Idealbilds mit der Vorstellung von Leidfreiheit überfrachtet. Die behindertenfreundliche Durchführung des WJT 2005 bedeutet eine Bejahung von Menschen mit Behinderung und eine eindeutige Positionierung innerhalb der bioethischen Debatte.

### 5.7 Sichtbarmachen versus Vorführen

Diese letzte Option bezieht sich vor allem auf die Art und Weise, wie Menschen mit Behinderung innerhalb bestimmter Veranstaltungen selbst als Akteure tätig werden und wie darüber in den verschiedenen Medien berichtet wird. Es kommt einer Binsenweisheit gleich, festzustellen, dass wir in einem Medienzeitalter leben, in dem nur stattgefunden hat, worüber auch berichtet wird und in dem die Haltung einem bestimmten Phänomen gegenüber maß-

Foto: Carasana, Köln (Aus dem Film: Auf gleicher Augenhöhe, S. 48)



geblich von der Berichterstattung über dieses Phänomen bestimmt wird. Berichterstattung funktioniert über die Sprache und die Begriffe, mit denen berichtet wird, und über das Bildmaterial, das ausgewählt wird. Bei den die Darstellung und Berichterstattung betreffenden Diskriminierungen ist zu unterscheiden zwischen sprachlichen Diskriminierungen, audio-visuellen Diskriminierungen und optisch-inhaltlichen.

## 6. Der Weltjugendtag als Modell partnerschaftlichen Miteinanders

Die behindertenfreundliche Durchführung des XX. Weltjugendtags ist ein Prüfstein für Beteiligungsgerechtigkeit innerhalb der Kirche selbst. Es ist im Hinblick auf die Nachhaltigkeit dieses großen Glaubensfests eine Chance, die es zu nutzen gilt. Wenn es gelingen kann, Menschen mit Behinderungen auf allen Ebenen der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung aktiv zu beteiligen, wird dies auch in die Zeit nach dem Weltjugendtag hineinreichen und Kooperationen unterschiedlichster Träger der

Pastoral qualitativ verändern. Schon die Vorbereitungszeit zeugt von Kooperationen, deren Funktionieren sich vor einigen Jahren nur wenige erträumt hätten. Ein selbstverständlicheres Miteinander Jugendlicher mit und ohne Behinderung aus verschiedenen Ländern und unterschiedlichster Prägung durch Verbände, Gemeinden und Bewegungen lässt Beteiligungsgerechtigkeit nicht nur exemplarisch sichtbar werden.

*Kontaktadresse: Weltjugendtagsbüro, Gereonstr. 1–3, 50670 Köln, Tel: 0221/28550 -103, Fax: 0221/28550-108; e-Mail: info@wjt2005.de*

*\*Die Autorin ist Diplom-Theologin und Beauftragte für Anliegen der Menschen mit Behinderungen im Weltjugendtagsbüro, Köln*

*\*\*Der Autor ist Diplom-Theologe, Diplom-Pädagoge und Bereichsleiter Pastorale Vor- und Nachbereitung im Weltjugendtagsbüro, Köln*

<sup>1</sup> Ein Netzwerk ist eine Menge verbundener Systeme verschiedenster Art, wobei sich die Einheiten autark zueinander verhalten und dezentral angeordnet sind. Fällt also eine Einheit aus, wird die Funktionalität des Gesamt-Netzwerkes nicht eingeschränkt oder verändert. Auf der Ebene der Deutschen Bischofskonferenz konnte dem Netzwerkgedanken durch die Besetzung der Bundesarbeitskreise und die Einrichtung einer Delegiertenkonferenz Rechnung getragen werden. Auf der Diözesanebene wurden entsprechende Leitungs- und Steuerungsstrukturen geschaffen, die die wichtigsten Träger der Jugendpastoral repräsentieren.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu etwa den kritischen Artikel von EBERTZ, Michael N., Transzendenz im Augenblick, Über die „Eventisierung“ des Religiösen – dargestellt am Beispiel der Katholischen Weltjugendtage, in: GEBHARDT, Winfried u. a. (Hrsg.), Events. Soziologie des Außergewöhnlichen, Opladen 2000, 345–362.

<sup>3</sup> Vgl. etwa HAMBURGER, Franz/LAUER, Felicia/STAUF, Eva, Netzwerke der Sozialen Arbeit in Europa. – Zusammenfassung der Ergebnisse, Mainz 2002.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu HEIMBACH-STEINS, Marianne, Beteiligungsgerechtigkeit: Sozialethische Anmerkungen zu einer aktuellen Diskussion, in: Stimmen der Zeit 217 (1999), 147–160, 148 und DIES., Menschenrechte in Gesellschaft und Kirche. Lernprozesse – Konfliktfelder – Zukunftschancen, Mainz 2001, 165–172.

<sup>5</sup> Bischofskonferenz der Vereinigten Staaten von Amerika, Wirtschaftliche Gerechtigkeit für alle: Die Katholische Soziallehre und die amerikanische Wirtschaft, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Stimmen der Weltkirche), Bonn 1987, Nr. 77. Vgl. hierzu auch Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Mehr Beteiligungsgerechtigkeit. Beschäftigung erweitern, Arbeitslose integrieren, Zukunft sichern: Neun Gebote für die Wirtschafts- und Sozialpolitik. Memorandum einer Expertengruppe berufen durch die Kommission VI für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1998.

<sup>6</sup> Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland/ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland. Gemeinsame Texte 9, Bonn 1997, 12.

<sup>7</sup> Vgl. dazu: Deutsche Ausgabe der Agenda 22. Umsetzung der UN-Standardregeln auf lokaler und regionaler Ebene. Behindertenpolitische Planungsrichtlinien für kommunale und regionale Behörden, zu beziehen über: [www.fdst.de](http://www.fdst.de)

## „Blindgänge“ – Eine Wanderausstellung für wundersame Begegnungen

Gerhard Mevissen\*

Der Bildraum Blindgänge ist eine Installation mit Papierarbeiten und Tastreliefs aus Beton, die seit einigen Jahren Themenkreis für Themenkreis weiterwächst. Als Wanderausstellung – in den variablen Zusammenstellungen – war der Bildraum Blindgänge schon an den verschiedensten Orten zu sehen bzw. zu ertasten, z. B. im Hilton Hotel Weimar, Schloss Haunscher Hof, Bad Salzungen, Kreismuseum Heinsberg, Amtsgericht Jülich, Kulturverein Neunkirchen/Saar und im Lehmbruck Museum Duisburg. Im Herbst 2004 wird sie in St. Rochus, Köln-Bickendorf, erstmals in einem Kirchenraum zu sehen sein.

### 1. Blindgang Puerta del Sol Madrid – Platz der blinden Losverkäufer

Dieser erste Themenkreis ist das Herzstück der Installation. Als Student habe ich im Wintersemester 1978/79 in Madrid gelebt. Mir sind besonders eindrücklich die vielen blinden Losverkäufer und Rosenverkäufer von der Puerta del Sol in Erinnerung geblieben. Ich erlebte die nichtsehenden Menschen – inmitten des lärmenden, menschenüberfüllten Stadtzentrums – zum einen erfreulich im Puls des Stadtlebens selbstverständlich präsent und zum anderen diesem ausgeliefert.

In den Bildern der Installation Bildraum Blindgänge habe ich versucht, meine Erfahrungen mit dem Thema Blindheit und Großstadt zu bündeln und sichtbar zu machen. Mein künstlerischer Beitrag im Rahmen von „Blindheit und Kunst“ fußt auf Gesprächen mit nichtsehenden Menschen über ihre Wegeerfahrungen in der Stadt, die ich dann immer wieder in Beziehung zu meinen eigenen Beobachtungen gesetzt habe. Es ist mir wichtig, dass der nichtsehende Mensch etwas von seiner Lebenswirklichkeit in meinen Arbeiten wiederfindet und der sehende Mensch etwas über den Alltag der Blindheit erfährt. Der Sehende soll aber auch Aspekte der Blindheit aus meinen Bildern auf sein Leben übertragen können, während der Nichtsehende etwas von der Sehweise der Sehenden erfährt.

Die Bilder sind erzeugt durch eine plastische Druckplatte, die ich – in grauen Beton gegossen – als Tisch in das Installationshaus gestellt habe. So können die sehenden Betrachter schauen, lesen und tasten zugleich. Für die nicht-sehenden Betrachter bleiben die geschriebenen Worte, die Tastreliefs und die Worte, mit denen die Sehenden ihnen die Bilder erzählen können. Gerade das vermittelnde Erzählen der Sehenden für die nichtsehenden Menschen ist mein kommunikatives Kernanliegen, da so die

*Blindgänge – Eine Wanderausstellung Tastrelief – Gerhard Mevissen, Monschau*



lebendige Brücke von Mensch zu Mensch gestiftet wird, die den Nichtsehenden eine Außenansicht zu ihrer Behinderung eröffnet.

## 2. Blindgang Mauer Berlin/Brandenburger Tor – Stadtverlust/Wunde Teilung

Der zweite Themenkreis beschäftigt sich mit der Mauer Geschichte Berlins als Wunde und als Schnitt durch das soziale Gefüge, als Stadtverlust, als brüchig werdende Erinnerung dessen, was man lange nicht mehr gesehen hat oder nie wieder mit eigenen Augen betrachten kann. So behandelt diese Arbeit auch die vielfältigen Trennungsprozesse und die einschneidenden Verluste, die eine Behinderung für die Betroffenen nach sich zieht.

Die plastische Druckplatte ist in der ehemaligen Mauerführung der DDR zerlegt, getrennt gegossen und auf zwei separate Stelen montiert. So kann man den Ost- und den Westteil der Stadt nach Belieben in Nähe und Distanz setzen.

## 3. Blindgang Topographie des Terrors Berlin – Zentrale der Vernichtung unwerten Lebens

Der dritte Themenkreis ist zentriert auf die heute wieder ausgegrabene Fundamente der ehemaligen SS-Zentrale in Berlin, von der aus die Vernichtung der unerwünschten Menschen und Volksgruppen am Schreibtisch erfunden und gesteuert wurde. Beide Berlin-Themen möchten vor allem den nichtsehenden Menschen konkret begreifbare Stadt- und Landesgeschichte nahe bringen.

*Puerta del Sol – Gerhard Mevissen, Monschau*



Weitere, kleinere Themen der Installation Bildraum Blindgänge sind:

- Blindgang Frühlingserwachen
- Blindgang Strafgerichtssaal.

## 4. Fazit: Großes Interesse – viel Betroffenheit – reger Austausch

Während der Ausstellungsprojekte und auch in meinem Atelier habe ich ergreifende Erfahrungen sowohl mit Nichtsehenden wie mit Sehenden in großer Vielfalt machen dürfen. Für die Nichtsehenden scheint es zunächst ein Prozess der Annahme zu sein, dass ihnen bildnerische Arbeiten zur geistigen Auseinandersetzung zur Verfügung stehen. Den meisten fällt der Überstieg vom zweckgerichteten Tasten zur freien Wahrnehmung nicht leicht. Gelingt dies dennoch, geschehen oft wundersame Begegnungen. Das Interesse der Sehenden zeigt sich oft überbordend groß. Viele Geschichten aus dem Alltag werden ausgetauscht, viel Betroffenheit ausgelotet.

In der Rochuskirche in Köln-Bickendorf kann der Bildraum Blindgänge erstmals mit der Kirchenmusik, der Liturgie, der biblischen Dimension von Blindheit und dem Kirchenraum wechselwirken.

*\*Der Autor ist freischaffender Künstler und wurde 2001 mit dem Kunstförderpreis des Deutschen Blindenhilfswerks ausgezeichnet.*



## „Blind-Gänge“ – Ein Kunst-Projekt für sehende und sehbehinderte Menschen

Pfarrer Josef Embgenbroich\*

Rainer Tüschenbönner\*\*

Wilfried Kaets\*\*\*

Wer bzw. wie ist ein Mensch, der Veränderungen bemerkt, wo viele immer nur Gleiches sehen? Wer hört Töne, wofür es keine Notenschrift gibt? Wer ist auf der Suche nach Zeichen/Signalen, die „Halt“ und „Achtung“ rufen, wo andere auf der Suche nach Rekord und Höchstgeschwindigkeiten sind und sich damit ein hohes Maß an nicht nur gutem Stress einhandeln?

Eine Antwort kann sein: „Es sind vielleicht Träumende oder Lebensuntaugliche“ oder „es sind Philosophen und Theologen“; vielleicht aber auch „ein Mensch mit Behinderung – und hier besonders der, der blind durchs Leben geht“.

An Hand dieser Fragestellungen und möglicher Antworten wird der Sinn und die Botschaft des Projektes „Blind-Gänge“ einleuchtend.

Die Einteilungen behindert und nichtbehindert, blind und sehend sollten nur mit einem hohen Maß an Differenzierung aufgenommen werden. Denn diese Einteilungen sind nicht genau und vielleicht auch nicht immer ganz schlüssig. An Hand des Ausstellungsprojektes wird dies deutlich: Die Bilder der Ausstellung müssen hinsichtlich des Inhalts und besonders der Farben blinden Menschen von Sehenden beschrieben werden. Die Kunst des Ertastens für darin etwas ungeübte Sehende braucht zum "Be-Greifen" der Reliefs die Hilfestellung von blinden Menschen. Im Austausch von Wahrnehmungen und Eindrücken geschieht Verbindung und Lebenshilfe im Sinne von: Helft den Menschen sehen.

### 1. Kunst in der Kirche

Für diese Art von Lebenshilfe ist der Raum einer Kirche wie geschaffen. Denn in diesem Raum hören wir die Botschaft von einem Gott, der Menschen mit den verschiedensten Lebensqualifikationen und den verschiedensten Arten ihrer Dunkelheiten ins Licht ruft.

„Nah am Leben“ ist der Titel der mittlerweile zweiten Ausstellung, die Gerhard Mevissen in der Gemeinde St. Rochus in Köln-Bickendorf im Rahmen der Reihe „Grenzgänge“ zeigt. Die Intentionen, aus denen heraus das Katholische Bildungswerk Köln in vielen Jahren die vielen Projekte in der Rochuskirche konzeptionell, personell und inhaltlich mitentwickelt und -getragen hat, sind die der Förderung der Stadtteilkulturarbeit, aber vor allem die Förderung der Begegnung von zeitgenössischer Kunst und Kirche und die Umsetzung daraus erwachsender neuer, kreativer Projektideen. Dass diese neuen Projekte vieldimensional realisiert werden, dass neben der Malerei Tanz,

Film, Musik und – für die Veranstalter von besonderer Bedeutung – auch Liturgie und Glauben darin ihren Platz haben, ist Kennzeichen und roter Faden der „Grenzgänge“-Projekte insgesamt.

### 2. Projektzeitraum

Der Projektteil „Blindgänge“ innerhalb des Ausstellungsprojektes „Nah am Leben“ in der Rochuskirche in Köln-Bickendorf, Rochusstr. 100, dauert von Sonntag, 26. September bis Sonntag, 24. Oktober 2004.

Die Eröffnung des Projektteils „Blindgänge“ findet statt am 26. September 2004 um 11.15 Uhr, beginnend mit einem Gottesdienst mit besonderer thematischer Gestaltung. Im Anschluss daran (ca. 12.15 Uhr) Matinee.

Die Eröffnung des Projektteils „Blindgänge“ findet statt am 26. September 2004 mit der Struktur:

- 11.15 Uhr Gottesdienst mit besonderer thematischer Gestaltung,
- 12.15 Uhr Matinee mit Musik und Vortrag,
- 13.15 Uhr Werkstattgespräch und Führung mit dem Künstler.

Der Höhepunkt des Projektteils „Blindgänge“ ist die konzertante Performance „Entleuchtung“ am Samstag, 9. Oktober 2004 (20 bis 21.30 Uhr) in der Rochuskirche Inhalt: „Blindheit“ im konkreten und übertragenen Sinne – Konzert: Grenzgänge – Begegnung von Sprache, Bild, Musik, Bewegung und Licht

Weitere Informationen im Internet: [www.rochuskirche.de](http://www.rochuskirche.de)  
Nach Vereinbarung besteht die Möglichkeit für Gruppen und Einzelpersonen, eine Führung durch die Ausstellung zu bekommen. Anmeldung: Tel.: 02 21/9 53 50 37

\* Der Autor ist Pfarrer in Köln Bickendorf/Ossendorf

\*\* Der Autor ist Mitarbeiter im Katholischen Bildungswerk Köln

\*\*\* Der Autor ist Kirchenmusiker in der Gemeinde „St. Rochus, Dreikönigen und Bartholomäus“ und Regionalkantor in Köln

## Wir erobern uns unsere Geschichte

### Menschen mit Behinderungen arbeiten in der Gedenkstätte Hadamar zum Thema NS-„Euthanasie“-Verbrechen

Bettina Winter\* / Uta George\*\*

#### Vorbemerkung

Im Oktober 2003 fand in der Gedenkstätte Hadamar ein dreitägiger Workshop mit dem Ziel statt, das Bildungsangebot für Menschen mit Behinderungen zu erweitern. Veranstalter waren der Verein zur Förderung der Gedenkstätte Hadamar e. V. (im Folgenden: Förderverein) und das Netzwerk People First Deutschland e. V. (im Folgenden: People First). People First ist eine Selbstvertretungsorganisation von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Die in People First organisierten behinderten Menschen werden oft als geistig behindert bezeichnet, sie selbst nennen sich Menschen mit Lernschwierigkeiten. (Das Netzwerk People First e.V. schreibt in seiner Mitgliederwerbung: „Wir sind Menschen mit Lernschwierigkeiten. [...] Wir werden oft geistig behindert genannt. Das finden wir von People First nicht gut. Wir sind Menschen wie alle anderen auch.“) Bisher lagen keine geeigneten Informationsmaterialien und Führungskonzepte für Menschen mit Lernschwierigkeiten in der Gedenkstätte vor. Der Workshop war ein Pilotprojekt, denn während der Planung, Organisation und Durchführung arbeiteten die Verantwortlichen von People First und dem

Förderverein gleichberechtigt zusammen. Im Folgenden werden die Erfahrungen und erste Analysen beschrieben. Die Finanzierung des Workshops gelang dank Spenden und einem Zuschuss des Landes Hessen. Der Text ist mit People First abgestimmt, der Inhalt wird ausdrücklich vom Vorstand getragen. Der Text ist mit Absicht wenig abstrakt und sehr allgemein verständlich formuliert, um die Übersetzung in „leichte Sprache“ für Menschen mit Lernschwierigkeiten zu erleichtern.

#### Die Ausgangslage

In der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Hadamar wurden von 1941 bis 1945 circa 15.000 Menschen im Rahmen der NS-„Euthanasie“-Verbrechen ermordet. Bei diesem Massenmord handelte es sich um reichsweite Aktionen (im Rahmen der so genannten „Aktion T4“ wurden 1940/41 ca. 70.000 Menschen getötet, in den Jahren 1941-1945 noch einmal weitere ca. 130.000 in unterschiedlichen dezentralen Tötungsaktionen; vgl. z. B.: Landeswohlfahrtsverband Hessen [Hg.]: Verlegt nach Hadamar. Die Geschichte einer NS-„Euthanasie“-Anstalt, Kassel 1994, 2. Auflage; Ernst Klee: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, Frankfurt 1985) mit der Zielsetzung, Menschen mit Behinderungen, mit psychischen Erkrankungen und Menschen, die als „asozial“ galten, zu töten. Die Opfer waren durch die NS-Ideologie als „lebensunwertes Leben“ und „unnütze Esser“ diffamiert worden. Seit 1983 erinnert in Hadamar auf dem Gelände des psychiatrischen Krankenhauses eine Gedenkstätte. (Schon 1953 wurde mit einer Gedenktafel im ehemaligen Mordgebäude an die Opfer erinnert. 1964 wurde das anonyme Massengrab auf dem Friedhof in eine Gedenklandschaft umgewandelt. 1983 wurden die historischen Räumlichkeiten der Gasmordphase der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Seit 1991 gibt es in der Gedenkstätte eine Dauerausstellung und Büro- sowie Seminarräume zum Gedenken an die Opfer.) Sie ist zugleich Ort der historisch-politischen Bildung und wird im Jahr von mehr als 12.000 Menschen besucht, Tendenz steigend. Das pädagogische Angebot der Gedenkstätte umfasst zwei- bis dreistündige Führungen sowie Ein- und Mehrtagesveranstaltungen. Die Besuchenden können sich über die Geschehnisse während des Nationalsozialismus informieren und darüber hinaus zu ethisch-moralischen Fragestellungen arbeiten. Träger der Gedenkstätte ist der Landeswohlfahrtsverband Hessen, mit Unterstützung des Landes Hessen.

Bislang gibt es nach unserer Kenntnis in der



Bundesrepublik Deutschland kein gedenkstättenpädagogisches Konzept, das sich speziell an Menschen mit Behinderungen wendet. Nach unserem Dafürhalten war die Konzeption eines Angebotes für diese Zielgruppe längst überfällig: Die Opfergruppe der „Euthanasie“-Morde setzte sich zum größten Teil aus Menschen mit Behinderungen zusammen. Auch im politischen Sinne erscheint es überfällig, dass eine Gedenkstätte, wie die Gedenkstätte Hadamar, auch jenen Menschen, die in der NS-Zeit aufgrund ihrer Behinderung Opfer geworden wären, den Zugang zu pädagogischen und bildungspolitischen Angeboten ermöglicht. Das gilt besonders für jene Menschen, die die NS-Zeit in psychiatrischen Anstalten überlebt haben und in Hadamar erfahren wollen, was mit ihren Mitbewohnerinnen und -bewohnern geschehen ist. Menschen mit Lernschwierigkeiten leben in der gleichen (Nachrichten-)Welt wie nicht behinderte Menschen. Neben Darstellungen zum aktuellen politischen Geschehen erreichen sie Berichte über die Zeit des Nationalsozialismus. Individuelle Schwerpunkte werden gesetzt und es entsteht das Bedürfnis, mehr zu erfahren, Zusammenhänge zu verstehen, um einen Standpunkt einnehmen zu können. Die Hilfe dazu liefern politische Bildungsangebote. Diese kommen in der Palette der Angebote für Menschen mit Behinderungen kaum vor. (Vgl. Claudia Hoffman; Wolfram Kulig; Georg Theunissen: Bildungsangebote für Erwachsene mit geistiger Behinderung an Volkshochschulen, in: Geistige Behinderung. Fachzeitschrift der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e. V., 39. Jg., Nr. 4 [2000], S. 346–359; vgl. außerdem: außerschulische Bildung. Materialien zur politischen Jugend- und Erwachsenenbildung, Menschen mit Behinderungen

in der politischen Bildung, Nr. 3 [2002], besonders S. 145–165.) Sätze wie „Bei Adolf wärst du vergast worden“ sind Menschen mit Behinderung nicht unbekannt. Sie hören sie immer noch ab und zu auf der Straße. Diese Diskriminierungen treffen Menschen mit Behinderungen doppelt: erstens als Beleidigung und zweitens weil erzwungene Unwissenheit wehrlos macht. Historisch-politische Bildung für Menschen mit Behinderungen sollte ihren Beitrag zur Aufklärung über die Ursachen und Folgen der NS-Verbrechen an Kranken und Behinderten liefern und zu einem offensiveren Umgang mit Diffamierungen beitragen. Vor diesem Hintergrund entwickelten die Autorinnen die Idee, im Europäischen Jahr für Menschen mit Behinderungen 2003 dieses Thema zum Schwerpunkt des Fördervereins zu machen und ein Pilotprojekt durchzuführen

#### **Das Pilotprojekt in Kooperation mit People First**

##### *Experten und Expertinnen in eigener Sache*

Ein Bildungsangebot für Menschen mit Behinderungen zu entwickeln setzt voraus, sie als gleichwertige Partner und Partnerinnen zu akzeptieren. Das Motto des Europäischen Jahres für Menschen mit Behinderungen lautete „Nichts über uns – ohne uns“. Notwendig waren also „Experten und Expertinnen in eigener Sache“, die mit ihren Erfahrungen, Anforderungen und Wünschen als adäquate Projektpartner angesprochen werden sollten.

Kooperationspartner für das Projekt wurde deshalb das Netzwerk People First Deutschland e. V. Dieser junge Verein (Gründung 2001) ist eine Interessenvertretung behinderter Menschen. In ihm haben sich Menschen mit Behinderungen organisiert. Nur sie haben ein Stimmrecht. Der Verein hat sich im Kontext der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung in Deutschland gegründet. ([www.isl.de](http://www.isl.de) Das



Netzwerk wird vom Bundesministerium für Gesundheit und soziale Sicherung gefördert und unterhält eine Geschäftsstelle in Kassel. [www.people1.de](http://www.people1.de) Der Verein hat sich nach amerikanischem Vorbild gegründet, daher der Name. Er hat in einigen Bundesländern schon Regionalgruppen.) Ein Service des Vereins ist die Übersetzung von Texten in „leichte Sprache“. Dabei werden Texte in einfache, fremdwortfreie Sätze übersetzt und die wichtigsten Botschaften mit Bildern dargestellt.

### **Denkblockaden abbauen, voneinander Lernen, gegenseitiges Annehmen und Verstehen**

Die Kooperation mit einer Selbstvertretungsorganisation von Menschen mit Behinderungen war für die Teamer und Teamerinnen von Seiten des Fördervereins eine Herausforderung. Diese lag allerdings nicht darin, dass Menschen mit Behinderungen besonders komplizierte Kooperationspartner bzw. -partnerinnen wären. Vielmehr war die Herausforderung, den Teamern von People First und den Teilnehmern und Teilnehmerinnen „von gleich zu gleich“ zu begegnen. Am Anfang stand deshalb die Auseinandersetzung der Initiatorinnen mit ihren eigenen Denkblockaden und Unsicherheiten: Eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe ist nicht selbstverständlich in einer Gesellschaft, die Menschen mit Behinderungen die Rolle als Hilfeempfänger zuschreibt und sie häufig immer noch ausgrenzt. Menschen ohne Behinderungen stehen dadurch selbst vor der Aufgabe, eigene Denkmuster und Verhaltensweisen gegenüber Menschen mit Behinderungen aufzugeben. Darunter fallen z. B. ein Blick „von oben nach unten“, das Gefühl, alles besser zu wissen oder die prinzipielle Annahme, für Menschen mit Behinderungen müssten andere entscheiden, was das Beste für sie sei. Um diese Denkmuster aufzubrechen wurde entschieden, mit einer Selbstvertretungsorganisation zusammenzuarbeiten. Die Kooperation zwischen dem Förderverein und People First war von Beginn an eine echte Kooperation. Im Vordergrund standen dabei gegenseitiges großes Interesse und die permanente Bereitschaft, voneinander zu lernen.

### **Planung und Durchführung**

Die Organisation des Workshops lag in den Händen des gemeinsamen Teams, das aus je vier Personen von People First und vom Förderverein bestand. Folgende Aspekte, denen beim Workshop eine besondere Bedeutung zukommen sollte, wurden bereits in der Planungsphase diskutiert:

- Das gemeinsame Team war sich darüber im Klaren, dass es ein Wagnis darstellte, die Gedenkstätte Menschen mit Mehrfachbehinderungen zu zeigen, da durch eine eventuelle Identifizierung mit der Opfergruppe massive Ängste und die Furcht vor einer Wiederholung der

Ereignisse entstehen könnten. Auch wurde befürchtet, dass es vielleicht nicht gelingen könnte, die schrecklichen Geschehnisse in Hadamar in die Vergangenheit vor 50 Jahren einzuordnen.

- Um diesen Problemen im Ansatz zu begegnen, legte das Team einen besonderen Wert auf die Methodik. Sie sollte abwechslungsreich, nicht rein kognitiv und für Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten geeignet sein.
- Passend zur Methodik wurde vom Team eine angemessene Zeitstruktur festgelegt.
- Während des Workshops sollte „leichte Sprache“ verwendet werden. Das war eine Grundvoraussetzung dafür, dass sich alle an den Diskussionen beteiligen konnten.
- Das Team war sich bewusst, dass Gefühle während des Workshops vermutlich eine große Rolle spielen würden. Entsprechende Ausdrucksformen wurden eingeplant.

Die Arbeitsteilung in der Vorbereitung und Durchführung des Workshops sah vor, dass seitens des Fördervereins Inhalte und Methoden angeboten und präsentiert wurden. People First setzte die thematischen Schwerpunkte. Zusammen wurde festgelegt, wie der Zeitplan aussehen und in welchem Tempo und Rhythmus die Inhalte vermittelt werden sollten. Während der Vorbereitung übernahm People First die Ausschreibung und entschied, welche Interessenten und Interessentinnen teilnehmen könnten.

Es meldeten sich ungefähr doppelt so viele Interessenten und Interessentinnen an, wie Plätze vorgesehen waren. Letztlich bestand die Gruppe aus zwölf Teilnehmern und Teilnehmerinnen aus der ganzen Bundesrepublik, zwei Assistentinnen (zur Begrifflichkeit von Assistenz: „Der wichtigste Unterschied zwischen persönlicher Assistenz und dem alten Pflegebegriff ist, dass Assistenznehmerinnen und -nehmer nicht Objekt sondern handelndes Subjekt sind.“ Persönliche Assistenz ist:

- jede Form der personellen Unterstützung, die die Assistenznehmerinnen und -nehmer befähigt, selbstbestimmt leben zu können;
- die Delegation von Aufgaben, die Menschen auf Grund ihrer Behinderung nicht oder nur unzureichend ausführen können [...].“ Aus: Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen: Eckpunktepapier für eine integrationsorientierte Gesundheitsreform aus Sicht chronisch kranker und behinderter Menschen, Berlin 2002, S. 40, 41, 47, 48.

„Unterstützung geht über die Aufgaben von persönlicher Assistenz hinaus. Menschen, die persönliche Assistenz in Anspruch nehmen, verfügen über eine Anleitungskompetenz. Das heißt, sie bestimmen, wie die konkrete Hilfeleistung, die sie brauchen, aussehen muss. [...] In Abgrenzung dazu beschreiben Menschen mit



Lernschwierigkeiten nicht unbedingt bis ins Detail, welche konkrete Hilfeleistung sie gerade brauchen, sondern benennen sehr oft die Dinge, die sie nicht oder nicht so gut können. Daran erkennt die Unterstützungsperson den Hilfebedarf.“ Aus: Susanne Göbel; Martina Puschke: Was ist Unterstützung für Menschen mit Lernschwierigkeiten in Abgrenzung zu Assistenz? Informationsblatt, Kassel Mai 2000, o. S.) und dem achtköpfigen Team. Die Teilnehmenden waren zwischen 20 und 77 Jahre alt; die meisten leben in Einrichtungen der Behindertenhilfe und arbeiten oder arbeiteten in Werkstätten. Vier hatten die Zeit des Nationalsozialismus erlebt.

### Programm und Ablauf

Der Workshop fand von Freitag, dem 24., bis Sonntag, dem 26. Oktober 2003 statt. Untergebracht waren alle in der internationalen Jugendbegegnungs- und Bildungsstätte des Internationalen Bundes, die sich im selben Haus wie die Gedenkstätte befindet. Das Team hatte sich bereits am Abend zuvor zusammengefunden, um letzte Absprachen zu treffen. Eine der wichtigsten war, dass jede Arbeitssequenz von einem Teamer von People First und von einem des Fördervereins gemeinsam geleitet wurde.

Der erste Tag begann mit einer ausführlichen Vorstellungsrunde. Während des gesamten Workshops stand den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine Wandzeitung zur Verfügung. Sie war integraler Bestandteil des Programms und gut geeignet, Gefühle, Fragen oder Gedanken zu äußern: Diese Ausdrucksmöglichkeit ist für Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten geeignet. Wer nicht in der Lage war, zu schreiben oder malen, konnte eine Person um Unterstützung bitten. Am Nachmittag stand das Kennenlernen der Gedenkstätte auf dem Programm. Dazu gab es zunächst eine Einführung in leichter Sprache, anschließend ging die Gruppe durch die historischen Kellerräume, in denen im Jahre 1941 ca. 10.000 Menschen ermordet worden waren. In Einzelgesprächen, aber auch in einem abschließenden Feedback im Plenum wurden Gefühle wie Traurigkeit, Wut und Angst geäußert. Es empfanden alle als eine angemessene Form, den Arbeitstag mit diesem Feedback zu beschließen und in die Jugendbegegnungsstätte (JBS) zu gehen. Die Gespräche am Abend waren teilweise noch vom Gehörten des Tages geprägt, in der Regel allerdings unterhielten sich Teilnehmer, Teilnehmerinnen, Teamer und Teamerinnen über private Dinge.

Der zweite Tag begann mit einer kurzen Rückschau auf den ersten Tag. Einerseits sollte dies Einblick geben, ob die Beschäftigung mit dem Thema NS-„Euthanasie“-Verbrechen doch zu mehr Ängsten und Beklemmungen geführt hatte als zuvor ersichtlich gewesen war, andererseits sollten die Teilnehmenden dadurch wieder auf das Thema eingestimmt werden. Danach teilte sich die

Gruppe, je nach Interesse, in Arbeitsgruppen auf: a) zu dem Film „Der Pannwitzblick“, (*„Ein Film [...] über die Aussonderung von geistig und körperlich behinderten Menschen. Im Faschismus waren es ‚Propagandafilme‘, die – mit den Theorien der Eugeniker – die Massenvernichtung der ‚Nicht-normalen-Menschen‘ vorbereiteten. Damals wurde das Objektiv der Kamera durch die Nazis umfunktioniert zum ‚gesellschaftlichen Auge‘, zum Glasauge der Gesellschaft. [...]“* Aus dem Kurztext zum Film. Regie: Didi Danquart, ein Film der Medienwerkstatt Freiburg, 90 Min., 16 mm, Farbe & s/w, 1991.) b) zu den Hadamarer Opfern und c) zu den Hadamarer Tätern. Vor dem Mittagessen unterbrachen die Kleingruppen ihre Arbeit und besuchten gemeinsam den Friedhof der Gedenkstätte, auf dem die Toten der Jahre 1942–45 liegen. Am Nachmittag arbeiteten die Gruppen zunächst weiter und stellten abschließend im Plenum die Ergebnisse vor. Abends saßen die meisten Teilnehmenden und das Team im Gemeinschaftsraum der JBS und setzten viele Gespräche des Tages und des Vorabends fort.

Der dritte Tag begann erneut mit einem kurzen Rückblick. Anschließend arbeitete die Gruppe in zwei Arbeitsgruppen. Wie geplant sollten sowohl ein Faltpapier erstellt als auch ein Führungskonzept für Menschen mit Lernschwierigkeiten erarbeitet werden. Nach der gemeinsamen Arbeit an den beiden Tagen zuvor war das für die Teilnehmer und Teilnehmerinnen etwas Naheliegenderes und Gewünschtes und führte unmittelbar zu konkreten Ergebnissen. Diese Ergebnisse wurden im Plenum präsentiert und verabschiedet.

Am dritten Tag fand auf Wunsch der Teilnehmer und Teilnehmerinnen auch eine Gedenkzeremonie auf dem Gelände der Gedenkstätte statt. Sie wurde als gelungene und notwendige Abrundung des Workshops erlebt. Der Workshop endete mit einem Feedback und einem Abschiedsritual.

### Erfahrungen und Ergebnisse

Es gelang, die Kategorie „behindert“ oder „nicht-behindert“ außen vor zu lassen. Stattdessen waren alle in der Gesamtgruppe bereit, Menschen, die Unterstützung benötigten, diese zu geben, sei es beim Kommunizieren, beim Essen, beim Laufen. Auffallend waren die große gegenseitige Hilfsbereitschaft und Rücksichtnahme, die den gesamten Workshop durchzogen. Prägend für den Umgang miteinander war gegenseitige Wertschätzung.

Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen berichteten während des Workshops und in privaten Gesprächen von ihrem Alltag, der von mangelnder Mitbestimmung und von Fremdbestimmung geprägt ist. Viele werden im klassischen Sinne behindert, ihren eigenen Willen, ihre eigenen Interessen und Vorlieben durchzusetzen. Sie erleben

den Blick einzelner Menschen ohne Behinderungen als abfällig oder geringschätzig.

Alle Teilnehmenden bekundeten am Ende des Workshops, sie würden gerne das Thema vertiefen und wünschten sich eine Fortsetzungsveranstaltung. Sowohl das Verhältnis Arbeitszeit/Freizeit, als auch der Umgang mit dem authentischen Ort wurde als sehr gut beschrieben, wie die folgende Textpassage aus dem Bericht von People First über den Workshop verdeutlicht:

- „Die Stimmung bei der Tagung war sehr gut, denn wir hatten uns bei den Gesprächen und zwischen den einzelnen Arbeitsgruppen immer wieder Zeit für Gespräche genommen. Wir sprachen darüber, wie wir alle uns fühlten. Einige von uns waren sehr traurig. Unter den Tagungsgästen waren auch Menschen, die diese schlimme Zeit miterlebt haben. Auch sie haben damals in Einrichtungen gelebt. Sie erzählten ihre persönlichen Geschichten.“
- Elisabeth Weber wurde zum Beispiel 1926 geboren. Mit zwei Jahren kam sie nach Hephata in Schwalmstadt in Hessen. Das war damals noch eine Anstalt für behinderte Menschen. Frau Weber erzählte uns, wie sie damals als Kind vor den Nazis versteckt werden musste.
- [...] Viele Menschen sagen, dass es schlimm ist, was in der Hitler-Zeit mit behinderten Menschen passiert ist. Aber ist das Denken über behindertes Leben wirklich heute anders?
- Trotz alledem muss ich sagen, es war eine der besten Tagungen, an denen ich (Stefan Göthling, Geschäftsführer) teilgenommen habe. Und ich kann nur jedem Menschen empfehlen, die Gedenkstätte in Hadamar zu besuchen. Der Besuch stärkt das Selbstbewusstsein und erinnert einen daran, dass man mit offenen Augen verfolgen muss, wie mit behinderten Menschen umgegangen wird und wie über sie geredet wird“.

Teamer/innen und Teilnehmende waren sich einig, dass der erfolgreiche Verlauf des Workshops bewiesen hat, dass es in Zukunft eine Selbstverständlichkeit sein sollte, Führungsangebote für Menschen mit Behinderungen anzubieten. Als greifbarste Ergebnisse sind das Faltblatt und die Konzeption einer Führung zu werten. Darüber hinaus sind Erfahrungen in der Kooperation und weitere geplante Projekte als konkrete Ergebnisse zu nennen.

- Faltblatt: Das Faltblatt ist in leichter Sprache verfasst. Inhalte sind Informationen über die historischen Ereignisse in Hadamar, die Gedenkstätte heute und die Besuchsmöglichkeiten und pädagogischen Angebote für Menschen mit Behinderungen. Bewusst wurden als Abbildungen ein historisches Foto aus Hadamar (rauchender Schornstein der Tötungsanstalt von 1941) und ein Foto der Workshopteilnehmer und -teilnehmerinnen (2003) gewählt.

- Empfehlungen für die Konzeption einer Führung: Folgende Aspekte nannten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer als für Sie wichtig: Zunächst einmal eine grundlegende Information über den Ort und die Geschehnisse während des Nationalsozialismus. Darüber hinaus sollten die Besuche der historisch bedeutsamen Örtlichkeiten wie des Kellers und des Friedhofs an unterschiedlichen Tagen stattfinden.
- Für die Arbeit in der Gedenkstätte muss ausreichend Zeit zur Verfügung stehen, damit das Team auf das Tempo der Teilnehmenden eingehen kann. Die Methodik ist auf die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Gruppenteilnehmer/innen auszurichten und abwechslungsreich zu gestalten. Angeboten werden müssen – bei Bedarf – kommunikative Hilfen und Unterstützung bei der Mobilität. Die Diskussion über Alltagserlebnisse und Einschätzungen sollte unbedingt als Thema oder durchgängiges Prinzip eingeplant werden. Ein Ortswechsel von der Gedenkstätte zur Übernachtungsstätte ist sinnvoll, da damit die für den „Feierabend“ nötige Distanz zur Thematik hergestellt und die Möglichkeit gegeben wird, sich näher kennen zu lernen. Die Gedenkzeremonie ist integraler Bestandteil des Workshops und sollte von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern mitgestaltet werden. Die historisch relevanten Orte wie z. B. der Keller sollten, wenn möglich, durchgängig für alle zugänglich sein.
- Für die Entwicklung und Durchführung eines Workshops wird die Zusammenarbeit mit einer Selbsthilfe- bzw. Selbstvertretungsorganisation von Menschen mit Behinderungen als unabdingbar angesehen und empfohlen.

### **Einordnung der Erkenntnisse in gedenkstätten- und behindertenpädagogische Konzepte**

Die Initiatorinnen und die Kooperationspartner von People First sind gemeinsam der Ansicht, dass Projekte wie das beschriebene verstärkt angeboten werden sollten. Pädagogische Angebote für Menschen mit Behinderungen und/oder Lernschwierigkeiten sollten perspektivisch zum gängigen Repertoire von Gedenkstätten gehören. Als Einrichtungen der historisch-politischen Bildung und hinsichtlich ihres Selbstverständnisses sollten sich Gedenkstätten bestimmten Zielgruppen nicht verschließen, sondern im Gegenteil Ausgrenzung aufbrechen. Für die Gedenkstättenpädagogik stellt sich die Aufgabe, ihre Angebote so zu öffnen, dass Menschen mit Behinderungen daran teilhaben können. Das heißt, verwendete Texte müssen in leichter Sprache zur Verfügung stehen, Gedenkstättenmitarbeiter/innen müssen lernen, die Sachverhalte mit einfachen Worten zu erklären, es müssen kreative Methoden angewendet werden. Menschen mit Behinderungen haben ein Recht auf politische Bildungsangebote und formulieren inzwischen auch

ihren Anspruch darauf. Damit eröffnen sich für die Behindertenpädagogik neue Optionen. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer brachten ihr Interesse an den historischen Ereignissen und ihre individuellen Vorkenntnisse und Erfahrungen mit. Mit ihren Erwartungen an den Gedenkstättenbesuch unterschieden sich die Teilnehmer und Teilnehmerinnen nicht von Besuchsgruppen nichtbehinderter Menschen.

### Ein Resümee

Die Erfahrungen des Workshops haben gezeigt, dass historisch-politische Bildungsangebote von Gedenkstätten bei Menschen mit Behinderungen auf Interesse stoßen. Notwendig für die Umsetzung eines solchen Angebotes sind bestimmte Unterstützungsleistungen, aber keine besonderen Konzepte. Selbstverständlich muss ein Seminar für Menschen mit Behinderungen bei der Methodenwahl auf ihre speziellen Fertigkeiten und Fähigkeiten eingehen, aber diese Anforderung stellt sich bei jeder anderen Gruppe auch. Entscheidend sind vor allem die persönliche Einstellung und die Bereitschaft, Menschen mit Behinderungen als gleichberechtigt – sei es als Mitorganisatoren, sei es als Besucherinnen und Besucher – anzunehmen. Damit das gelingt, empfehlen wir die Zusammenarbeit mit einer Selbstvertretungsorganisation. Diskussionen im Vorfeld des Workshops mit Tätigen in Gedenkstätten und Historikern und Historikerinnen haben starke Ressentiments gegenüber einem solchen Angebot deutlich gemacht. So wurden Argumente laut, ein Kennenlernen der Gedenkstätte und eine Beschäftigung mit dem Thema NS-„Euthanasie“-Verbrechen sei für Menschen mit Behinderungen grundsätzlich nicht verkraftbar und deshalb abzulehnen. Menschen mit Behinderungen würden durch diese Arbeit instrumentali-

siert. Häufig wird auch die Einschätzung geäußert, dass die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen sehr schwierig und kompliziert sei.

Durch die gemeinsame Durchführung des Workshops ist allerdings deutlich geworden, dass es sich bei diesen Ressentiments vor allem um Vorurteile der nicht behinderten Menschen handelt. Mit Menschen mit Behinderungen zu arbeiten war keinesfalls schwieriger als die Arbeit mit anderen Gruppen. Durch die Kooperation mit einer Selbstvertretungsorganisation konnte bei dem Pilotprojekt ausgeschlossen werden, dass a) die Teilnehmer und Teilnehmerinnen instrumentalisiert wurden und dass b) Menschen mit Behinderungen emotional überfordert wurden. Im Sinne von Normalisierung (Hinter diesem Begriff steht ein Konzept: „Ein Leben so normal wie möglich.“ Menschen mit Behinderungen sollen in die Normalität der Lebens- und Arbeitswelt integriert werden.), ein formuliertes Ziel der bundesdeutschen Behindertenpolitik, ist es hingegen selbstverständlich, dass Menschen mit Behinderungen Zugang zu den von ihnen gewünschten Bildungsangeboten haben.

Die Kooperation zwischen People First und dem Förderverein der Gedenkstätte wird fortgesetzt. Neben einem weiteren Workshop sind auch längerfristige Projekte angedacht, um die Gedenkstätte Hadamar für Menschen mit Behinderungen zu einem attraktiven Bildungsangebot zu machen. Der Verein zur Förderung der Gedenkstätte Hadamar und das Netzwerk People First Deutschland sind gerne bereit, Gedenkstätten, Gruppen oder Institutionen, die ein vergleichbares Projekt planen, zu beraten.

*\* Die Autorin ist Geschäftsführerin des Fördervereins*

*\*\* Die Autorin ist 1. Vorsitzende des Vereins zur Förderung der Gedenkstätte Hadamar e. V.*



## AUS DEN FACHBEREICHEN DER ARBEITSSTELLE, DIÖZESEN UND VERBÄNDE

### Religiöses Leben, christliches Leben, biblisches Leben mit Menschen mit Schwerhörigkeit:

Geertje-Froken Bolle\*

#### Befreiungsprozesse in Gang setzen

Damit Befreiungsprozesse in Gang gesetzt werden, ist es notwendig, dass alle unsere Gemeinden sich wandeln von Betreuungseinrichtungen zu mündigen Gemeinden. Es ist ein mühseliger und langwieriger Prozess, Gemeinde nicht als Ort zu begreifen, an dem Gruppen betreut werden (ja, in unserem Fall: an dem Schwerhörige von Guthörenden betreut werden), sondern als Ort, den Schwerhörige mitgestalten, mitleiten. Ermutigend finde ich, dass es inzwischen vielerorts solche Anfänge gibt.

Gottesdienste für Schwerhörige – das hieß jahrzehntelang: Gottesdienste von Guthörenden für Schwerhörige. Merkwürdig, wenn man die Traditionen der Schwerhörigenseelsorge bedenkt. Geht sie doch zurück auf die Initiative einer selbst Betroffenen, der berühmten Margarethe von Witzleben, die 1901 zum ersten Gottesdienst speziell für Schwerhörige in Berlin eingeladen hat. (Gleichwohl wurde auch dieser erste Gottesdienst von einem guthörenden Pfarrer gehalten.)

Exemplarisch will ich in diesem Artikel aus der Arbeit der Schwerhörigengemeinde in Berlin erzählen. Wie gelingt es, dass aus Gottesdiensten für Schwerhörige Gottesdienste mit Schwerhörigen werden? Wir stoßen hier auf besondere Schwierigkeiten. Aber ich wollte und will mich nicht damit abfinden, dass Schwerhörige, weil sie oft schwer verstanden werden, nicht selber im Gottesdienst aktiv sein können. So haben wir in Berlin nach und nach die Beteiligung Schwerhöriger beim Gottesdienst eingeführt. Ein wichtiger Schritt war dabei die Tatsache, dass das Geld für einen hauptamtlichen Küster nicht mehr da war. Wir brauchten dringend ehrenamtliche Menschen für den Kirchdienst. Nun ist der Kirchdienst im Schwerhörigen-gottesdienst eine komplizierte Angelegenheit, weil die Technik eine große Rolle spielt (Induktionsanlage, Overheadprojektor oder Laptop und Beamer für die Visualisierung der Texte). Dies ist von einer Person alleine kaum zu leisten. So haben wir daraus einfach drei Arbeitsbereiche gemacht.

Dann haben wir den LektorInnendienst eingeführt. Evangelium und Glaubensbekenntnis werden von Schwerhörigen selber mit lautsprachbegleitenden Gebärden gesprochen. Und schließlich gibt es eine kleine Gottesdienstspielgruppe WIE BITTE. Ungefähr zwei- bis dreimal im Jahr bereitet diese Gruppe für den

Gottesdienst ein kleines Anspiel oder Gebärdenlieder vor. Das werden dann wirklich gemeinschaftlich getragene Gottesdienste.

Und schließlich sind wir inzwischen so weit, dass auch die Planung der Gottesdienste und die Gemeindegarbeit nicht von der Pfarrerin alleine getan wird. In diesem Jahr (2003) haben wir einen Beirat für die Schwerhörigenseelsorge ins Leben gerufen, der auch über die Gottesdienste nachdenkt. Und auch in diesem Beirat sind Schwerhörige selber vertreten (eine Vertreterin der Schwerhörigengemeinde, ein Vertreter aus dem Förderverein der Schwerhörigenseelsorge WIE BITTE, ein Vertreter aus dem Schwerhörigenverein Berlin).

Ich schreibe das alles so ausführlich, weil das nach meiner Erfahrung im Schwerhörigenbereich große Schritte sind. Manchmal frage ich mich allerdings, ob die Gemeinde überfordert wird. Immer dann, wenn mangels Beteiligung das Anspiel der Gottesdienstgruppe auf dem Spiel steht oder andere am Gottesdienst Beteiligte absagen, weil es ihnen nicht gut geht oder es dann doch zu viel ist. In jedem Fall braucht dieser Weg viel Geduld.

Ein weiterer Schritt auf dem Weg zur mündigen Gemeinde ist unser Förderverein WIE BITTE. In den Aktivitäten des Fördervereins ist es gelungen, dass wichtige Arbeit der Schwerhörigengemeinde von der Basis her geschieht. So war z.B. das Erstellen einer Broschüre zu Schwerhörigenanlagen in Berliner Kirchen ein Projekt, das von vielen Schwerhörigen mitgetragen wurde. Ähnlich bei dem Informationsstand der Schwerhörigenseelsorge, der auf Sommerfesten, Seniorenwochen, Kirchentagen oder der Berliner REHA-Messe vertreten ist. Und schließlich ist es hier gelungen, dass die Arbeit im Förderverein von Guthörenden und Schwerhörigen gemeinsam getan wird. Aber auch hier ist das eine Gratwanderung. Da höre ich z.B. auch auf einer Jahreshauptversammlung: Ja, eigentlich ist es doch besser, wenn Guthörende den Vorstand dieses Vereins bilden. Biblisch würde ich sagen: Natürlich – die Fleischtöpfe Ägyptens sind in den Gedanken von uns Menschen immer vorhanden. Natürlich, befreiende Schritte bedeuten auch Wüstenwanderung, bedeuten auch beschönigtes Zurückschauen auf Unterdrückung oder auf Verhältnisse, die einen klein halten. Und wir dürfen wohl darauf vertrauen, dass es trotzdem der richtige Weg ist.



### Damit ein Miteinander gelingt

Dass ein Miteinander gelingt, halte ich – gerade unter Schwerhörigen – für die eigentliche Herausforderung. Warum? Eine Gruppe von Schwerhörigen ist i. d. R. eine in besonderem Maße heterogene Gruppe. Jede Schwerhörigkeit ist anders. Deshalb sind Schwerhörige auch auf unterschiedliche Kommunikationshilfen angewiesen. Da ist vielleicht eine, die ertaubt ist und nahezu ausschließlich vom Mund absieht. Ein anderer, der Hörgeräte trägt und fast ausschließlich auf die Technik angewiesen ist. Und eine Dritte, die – ganz im Gegensatz zu den Erstgenannten – in erster Linie mit Hilfe von lautsprachbegleitenden Gebärden sich verständigt. Und vielleicht ist jemand Viertes dabei, der auf allen Ebenen kaum etwas versteht. Es ist sicher deutlich, dass die Kommunikationsbarrieren hoch sind. Das führt nun aber dazu, dass die einzelne Schwerhörige manches Mal die Erfahrung macht, dass sie »die Schwerhörigen« noch schlechter verstehen kann als »die Guthörenden«. Das Ergebnis: Ich erlebe bei uns in der Schwerhörigen-gemeinde oft Unzufriedenheit im Miteinander. Da sagt einer zur anderen: Du sprichst ja so undeutlich, da verstehe ich kein Wort. Die Nächste lässt ihre Nachbarin gar nicht erst zu Wort kommen. Und die Dritte flucht über all die Menschen um sie herum, die nuscheln und keine Ahnung haben und sich keine Mühe geben.

Einander mit Achtung zu begegnen will gelernt sein. Die besondere Schwierigkeit im Kontext von Schwerhörigen liegt darin, dass ich in der Begegnung mit anderen Schwerhörigen einerseits oft selber Gewalt erfahre (wenn jemand sich nicht die Mühe macht, deutlich zu sprechen oder keine lautsprachbegleitenden Gebärden kann ...) und trotz alledem versuchen soll, selber dieser Person die Verständigung durch mein Reden leicht zu machen.

Andere Gruppen haben die Chance, sich unter ihresgleichen zurückzuziehen, entspannte Räume untereinander zu schaffen und von dort aus politische Forderungen zu stellen. Ich denke hier z.B. an Frauengruppen oder an Gehörlosengruppen. Diese Chance gibt es im Schwerhörigenbereich in dieser Form nicht. Es gibt sie, die Schwerhörigenräume, aber sie sind nicht einfach Orte des Kraftschöpfens.

Die Chance liegt darin, dass es ein ständiger Lernprozess ist. Wenn es gelingt, liegt darin Segen. Das Problem ist nur, dass den Schwerhörigen und Ertaubten so sehr viel abverlangt wird. Und die grausame Wirklichkeit dürfen wir nicht ausblenden, dass viele gar keinen Ort finden.

### Ausblick: Die Zukunft der Schwerhörigengemeinden

Ich bin unsicher, was die Zukunft bringen wird. Ich bin auch immer wieder verunsichert in der Zielrichtung unserer Arbeit. Sollen wir den Gemeindeaufbau in der Schwerhörigengemeinde vorantreiben? Oder sollen wir vorrangig die Integration Schwerhöriger in die Ortsgemeinden unterstützen? Oder geht es darum, zu unterstützen, dass Schwerhörige den Sprung in die Gehörlosengemeinde tun? Ich erlebe junge Schwerhörige, die sich in der Gehörlosengemeinschaft wiederfinden. Und das ist gut so. Ich erlebe Schwerhörige, denen die Integration in die Gemeinschaft der Guthörenden gelingt. Und das ist gut so. Und – ich erlebe auch Schwerhörige und Ertaubte, die sich nach wie vor zwischen allen Stühlen erleben und die den Raum der Schwerhörigen und Ertaubten als ihren eigenen Raum brauchen. Und auch das ist gut so.

Vielleicht ist es unsere Aufgabe als Guthörende auch gar nicht, eine Richtung anzugeben, sondern Orte und Räume mitzuschaffen. Nicht mehr und nicht weniger. Festhalten kann ich, dass für die Schwerhörigen, die sich in der Gehörlosengemeinschaft verorten, der Weg einer positiven Beschreibung ihrer selbst manches Mal leichter wird. Sie sind oft getragen von der großen Gehörlosengemeinschaft, gehen einen gemeinsamen Befreiungsweg. Die Schwerhörigen, die versuchen, ihren Ort unter Guthörenden oder unter Schwerhörigen zu finden, haben oft einen harten Weg vor sich. Die Erfahrung des Defizitären trifft sie meist wieder und wieder, und tägliche Anstrengung bleibt ihnen nicht erspart. Gleichwohl – wenn die Lautsprache ihre Muttersprache ist, dann führt an diesem Weg nichts vorbei.

Wie ist es nun mit den befreienden Schritten in der Schwerhörigengemeinde? Ich denke, wir müssen akzeptieren, dass es kleine Schritte sind. Dass manches Mal der Befreiungsschlag auf sich warten lässt. Die befreiende Erfahrung, die Gehörlose kennen, dass ungehinderte Kommunikation möglich wird, wenn nur alle gebärden – die kennen Schwerhörige und Ertaubte nicht. Wir bemühen uns darum, dass alle ganz viel verstehen – die Kommunikationsbarrieren abschaffen können wir, auch mit der besten Technik und den besten sonstigen Kommunikationshilfen, nicht.

Meine größte Hoffnung ist, dass Menschen lernen zu differenzieren. Und dass jede Schwerhörige und jeder Ertaubte sich aussuchen kann, welche Orte zu welchem Zeitpunkt für sie oder ihn Orte der Befreiung sind. Die Schwerhörigengemeinde ist dazu ein Baustein, ein Ort unter vielen Orten.

aus: *Hörgeschädigte Kinder* 04/2003

\* Die Autorin ist evangelische Pfarrerin in der Schwerhörigenseelsorge Berlin

## „Sekten und Menschen mit Hörschädigung – Werbung, Einflussnahme und Abhängigkeit“

Bericht zur Fachtagung am 18./21. November 2003 in Untermarchtal

Dr. Juliane Mergenbaum\*

Die religiöse Situation hat sich verändert. Mit dem immer noch dominierenden Trend fortschreitender Säkularisierung, dem „Funktionsverlust“ von Religion, der abnehmenden Bindungskraft der Kirchen und dem Bedeutungswandel säkularer Ersatzreligionen sind zahlreiche Orte neureligiöser Orientierung entstanden. Auch Menschen mit Hörschädigung und ihre Familien geraten zunehmend ins Blickfeld einer Vielzahl größerer und kleiner Gemeinschaften, Bewegungen, Gruppen, von den klassischen Sondergemeinschaften bis zu Neubewegungen des religiös aufgeladenen Psychomarktes. In diesem gegenwärtigen Synkretismus sind fundierte Informationen zur Klärung zentraler immer wieder zur Diskussion anstehender Grundfragen notwendig, aber auch Hinweise und Erläuterungen entsprechender Zusammenhänge von Gefährdungen hörgeschädigter Menschen.

Nicht zuletzt geht es auch um die Herausforderung der Hörgeschädigtenpastoral in ihren Aufgaben der fachlichen Beratung, Orientierungs- und Lebenshilfe wie auch der seelsorglich-geistlichen Begleitung.

Mit Frau Dr. Inge Richter vom Bezirkskrankenhaus Erlangen und Herrn Diakon Klaus-Dieter Pape, Gemeindefereferent und ehemaliger Sektenbeauftragter im Bistum Rottenburg-Stuttgart, standen dieser aktuellen Fachtagung, die vom 18. bis 21. November im Bildungszentrum Untermarchtal stattfand, ausgewiesene Fachleute als Referenten und Gesprächspartner zur Verfügung. Diakon Günter Adam und Diakon Karl-Josef Arnold von der gastgebenden Diözese Rottenburg-Stuttgart führten durch das Programm und leiteten die Fachtagung, zu der nach geraumer Vakanz 12 Mitglieder des langjährigen Arbeitskreises ehemaliger Kurs Teilnehmer/-innen der Zusatzqualifikation in der Hörgeschädigtenpastoral wieder zusammenkamen.

Zum Themeneinstieg erläuterte Frau Dr. Richter, inwiefern gehörlose Menschen gerade in dieser Zeit zur Zielgruppe von Sekten werden, und inwiefern sie nach längerer Sektenzugehörigkeit nicht selten mit schweren Erkrankungen in Kliniken für psychisch Kranke kommen. Dabei gab sie Hinweise zur Situation des gehörlosen Menschen in der Gesellschaft und seiner besonderen Erfahrung im Umgang mit Religion. Hieraus ergaben sich Anregungen für Mitarbeiter/-innen in der Gehörlosenpastoral. Aufmerksames Handeln und auch das Überden-

ken pastoraler Konzeptionen in diesem Arbeitsfeld sind dabei besonders wichtig, um Menschen mit Gehörlosigkeit vor unüberlegten Entscheidungen zu bewahren.

Diakon Pape informierte über Zielsetzungen und Vorgehensweisen moderner religiöser Gruppierungen und verdeutlichte insbesondere die Gefahren, die für Menschen mit Hörschädigung erwachsen können.

Ein wichtiger Tagungsschwerpunkt war die Suche nach Möglichkeiten, wie Mitarbeiter/-innen in der Hörgeschädigtenpastoral in Zukunft vorgehen könnten, um möglichst viele Menschen mit Hörschädigung über das Vorgehen von Sekten zu informieren und sie über die Gefahren aufzuklären.

Der gemeinsame Austausch machte Mut, dieses Problem mit hörgeschädigten Menschen und ihren Familien in ihren Bezugsgemeinden offen zu thematisieren. Nur so, darin war man sich einig, kann man der Bedrohung wirklich entgegenreten.

Im Blick auf die nächste Fachtagung und im Kontext des anstehenden Weltjugendtages 2005 wird die Thematik aufgegriffen: „Wege der kirchlichen Jugendarbeit mit Hörgeschädigten – Welche Impulse für die Arbeit mit jungen Hörgeschädigten kann der WJT 2005 eröffnen?“ Zur nächsten Fachtagung, die am 5.–7.10.2004, in Reimlingen bei Nördlingen stattfinden wird, sind zusätzlich zu den bisherigen Tagungsteilnehmer/-innen auch weitere Interessierte und Engagierte in der Hörgeschädigtenpastoral ganz herzlich eingeladen.

Ansprechpartner: Diakon Adam und Diakon Arnold, Gehörlosenseelsorge der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Weidenfeldstr. 12, 73430 Aalen, T.: 0 73 61-590-75, BT 0 73 61-590-73, F: 07361-590-77 kathgehhoerlosen.seelsorge.aalen@drs.de

*\*Die Autorin ist Fachreferentin der Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz*

## Charité oder wo sind die Gerhardts?

Thomas Harnisch\*

Wir waren und sind eine ganz normale Kirchgemeinde wie viele andere im Osten des Landes, allerdings mit einer Besonderheit. In dem großen atheistischen Umfeld waren nur wenige Christen zu finden. Man stelle sich vor, eine dicht besiedelte Wohngegend mit 6- bis 11-geschossigen Häusern (Plattenbauten), ein Stadtteil mit 22.000 Einwohnern, davon ca. 1.500 Katholiken. Eben eine absolute Diasporagemeinde.

Woran erkannte das durchaus nicht anonyme Umfeld den aktiven Christen? Er verließ Sonntagmorgens seine Wohnung in Richtung Kirche oder in Richtung Alten- und Pflegeheim und kam vom letzten Ziel leicht erschöpft, aber zufrieden zurück nach Hause. Er putzte auch sonntags sein Auto nicht, sondern machte es mit Vorliebe an staatlichen Feiertagen.

Was hat uns zusammengehalten, der Glaube an Gott? Die Gemeinschaft? Die gegenseitige Hilfe? – Wohl alles zusammen. Es gab Feiern mit endlosem Spaß und es war für alles gesorgt. Selten war Mangel ein Grund für Unzufriedenheit, wenn die Gemeinschaft die Freude, den Spaß hat überwiegen lassen. Und an den Wochenenden waren die Kirchen entsprechend den demoskopischen Besonderheiten in meiner Heimatgemeinde gut gefüllt. Fehlte der ein oder andere, fragte man sich besorgt, wo er denn sei. War er krank? – Oder war er ausgereist?

Nach dem sonntäglichen Gottesdienst war der Kirchhof gleichzeitig ein Ort der Kommunikation und der karitativen Organisation. Sicherlich gehörte zum Leben simple Organisation wie: Kannst du mir mit Diesem oder jenem aushelfen. Dinge in dem Sinn „Tausche Räuchermann gegen Toilettenbecken“ waren nur gemeinschaftlich zu lösen, eben praktische Dinge des Lebens. Es gehörte einfach dazu.

Keiner wird sagen können, dass in unseren Gefilden Gemeinschaft nicht praktiziert worden ist.

Die Angepassten eiferten ihren Vorbildern nach und arrangierten sich im Jagen, wonach auch immer. Wir stärkten unser Selbstbewusstsein mit einfachen Dingen. Wir lebten Gemeinschaft, die keineswegs eine Ansammlung von Frömmlingen war, sondern eine Gemeinschaft der Umsetzung von praktischen Dingen. Darunter fiel auch der karitative Umgang mit Menschen mit Behinderung. Dieser Umgang wurde mit Argwohn beobachtet, sicher schon deshalb, weil er nicht selbstverständlich war.

Nun, was hat das mit den Gerhardts zu tun? Den Familiennamen der beiden wussten eigentlich nur wenige, vielleicht nur der Pfarrer. Mir ist nur noch einer einge-

fallen – das tut auch nichts zur Sache und ist auch nicht so wichtig. Wichtig hingegen war, dass die körperlich schwer behinderten Gerhardts zu dieser Gemeinschaft gehörten, zu unserer Gemeinschaft. Beide waren in einem staatlichen Alten- und Pflegeheim untergebracht und nicht nur unterschiedlich stark gelähmt, sondern konnten auch kaum sprechen. Über die geistige Behinderung kann ich schlecht urteilen. Zumindest verstanden wir sie anfänglich kaum. Mit der Zeit verstanden wir uns so, dass wir wussten, was sie bedrückte. So war ein Grunzen kein Zeichen des Wohlbefindens, ein Fuß schliff beim Transport außerhalb des Rollstuhles auf dem Boden. Kritik an unserem unprofessionellen Vorgehen erhielten wir schon deshalb nicht, weil die beiden mit dem Abholen eine hervorgehobene Stellung unter den Mitbewohnern hatten. Andere erhielten selten oder keinen Besuch, geschweige dass sie zur Ausfahrt abgeholt wurden. Obwohl seit dem Kindesalter schwerstbehindert, war der „Jüngere“ offensichtlich in seinem früheren Leben Feldweibel. Er gab die Befehle immer kurz und knapp und wenn er nicht gleich verstanden wurde, gab er mit Nachdruck Bescheid, wo es langzugehen hatte. Ein offensichtlich über viele Jahre trainierter Umgang mit dem Pflegepersonal. Beim Abholen überlegten wir oftmals, ob wir das Pflegepersonal wecken sollten oder ob wir die Gerhardts gleich selbst zum Transport „fertig“ machen sollten. Das bedeutet die Leibesversorgung wie Waschen, Anziehen, aber auch, verbleibende Dinge im Schrank sicher zu verwahren. Dabei konnte von einer Vollpflege nicht gesprochen werden. Einige Dinge, wie beispielsweise die Mundpflege, das Zähneputzen gingen bei aller karitativen Einstellung nur bedingt von der Hand und es brauchte schon eine gewisse innere Überwindung, um diesen Dienst zu leisten. Viel Zeit nahm das Finden von angemessener Sonntagskleidung in Anspruch. Die Gerhardts legten auf solche Dinge viel Wert. Das wiederum versetzte uns oftmals in Stress, da wir pünktlich zum Gottesdienst sein wollten. Diese Tätigkeiten nahmen mindestens eine Stunde in Anspruch und waren für uns schwerste Arbeit.

Einmal im Monat holten wir die beiden mit einem kleinen, nur teilweise geräumigen Auto in unsere Gemeinde zum Gottesdienst, weil sie eben zur Gemeinde, zur Gemeinschaft gehörten. Kein Krankentransport war bereit, die beiden Gerhardts zu fahren. Behindertentransporte gab es nicht. Die Rollstühle waren eine eigenwillige Konstruktion, die selten in die Richtung zu lenken waren, in die man eigentlich wollte. In die

„großräumigen“ PKWs einer zwischenzeitlich selten gewordenen Fahrzeugmarke ließen sich die fast 80–90kg schweren Männer nur in der Art und Weise bugsieren, dass der Fahrer den Behinderten anhob, der andere den schlecht zu manövrierenden Rollstuhl wegzog, um den einen Gerhardt auf den Beifahrersitz zu heben. Wie schwierig das eben Beschriebene wirklich war, weiß nur derjenige, der diese Prozedur miterlebt oder praktiziert hat. An der Kirche angekommen, war es bedeutend einfacher, da andere Gemeindemitglieder beim „Ausladen“ behilflich waren. Irgendjemand hatte einen Rollstuhl vor Ort organisiert, so dass ein von diesen offensichtlich in einem russischen Werk für Lokomotiven und Transistorradios konstruierte, in der aserbajdschanischen Steppe produzierte und als Exportschlager propagierte Vehikel bereitstand.

Der aufmerksame Leser wird merken, dass meine Liebe für dieses Transportmittel von starken Eindrücken geprägt ist. Vielleicht war der Rollstuhl auch von der Caritas gesponsert, egal, er erfüllte irgendwie seinen Zweck.

Andere nicht ganz so praktisch Veranlagte nahmen die Gerhardts herzlich in Empfang und schoben sie in den Chorraum, sozusagen in die erste Reihe. Dort glänzten die Augen der beiden nun vollständig, denn sie waren ihrem Jesulein ganz nahe. Erstmals war das Wort aus dem Matthäusevangelium richtig deutlich geworden: „Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer so klein sein kann wie dieses Kind, der ist im Himmelreich der Größte. Und wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Mt 18 3–5).

Aber zurück zum Bericht. In der Kirche angekommen, wurde ich von meiner Frau gefragt, wo ich herkäme. Ich hätte doch gesagt, ich würde die Gerhardts holen. Geprägt von Schrammen und manchmal auch kraftlos dankte ich dem Herrn, dass die Orgel das Eingangsgesang anstimmte und die Frage in den Registern der Harfe Gottes unterging ...

Ein bis heute andauernder Eindruck war die Fahrt zum Gottesdienst. Die Entfernung war nicht weit, so dass die Fahrt nicht allzu lange dauerte, aber wir fuhren immer langsam, da die Gerhardts die Fahrt außerhalb des Heimes offensichtlich genossen. Dabei war der Genuss gar nicht so einfach nachzuvollziehen, jedenfalls nicht für uns.

Gerhardt, der Ältere, war so schwer gelähmt, dass das Beifahrerfenster nicht geschlossen werden konnte. Der rechte Ellbogen lag, bedingt durch die Lähmung, auf dem geöffneten Fenster. Vorsorglich hatten wir eine Decke mit, mit der wir gegen eventuelle Erkältungen vorbeugten. Die beiden waren so hart im Nehmen, dass sie diese eigentlich nicht brauchten. Das war aber nicht das eigentliche Problem. Durch die eingeschränkte Pflege verbreitete sich ein Geruch, verursacht durch mangelnde

Mundhygiene. Nur durch geübte Atemtechnik, Luftholen durch den Mund, konnte diese Situation beherrscht werden. Hätte der Ellbogen nicht das Schließen des Fensters verhindert, wäre es wohl unerträglich geworden. Bedingt durch diese Zwänge war es möglich, den zufriedenen lächelnden Gerhardts noch das Neueste aus Gemeinschaft und der weiten Welt zu erzählen. Ich kann mich nicht erinnern, dass die Gerhardts von diesen kabrioähnlichen Fahrten Grippe oder andere Infektionen bekommen hätten. Eher schwächelten wir durch grippale Infekte. Doch eines bleibt uns und jedem, der Menschen mit Behinderung betreut hat, unvergesslich: Die leuchtenden Augen, die Zufriedenheit sichtbar im Gesichtsausdruck und die große Dankbarkeit, wenn wir auf die kleine Reise gingen.

Die große Reise haben beide inzwischen hinter sich, das lässt den Aufwand und die lädierte Bandscheibe sowie die Probleme mit den Rollstühlen zur Nebensache werden.

Zwischenzeitlich hat der technische Fortschritt auch im Beitrittsgebiet Einzug gehalten und die materiellen Aufwendungen für Transporte sind erheblich. Wir staunten nicht schlecht, als Kleintransporter, in denen Platz für anderthalb PKWs Marke „Trabi“ ist, mit ausfahrbarer Hebebühne, Rollstühlen die wirklich fuhren, die Behinderten transportierten. Ein mobiler Behindertenfahrdienst machte es möglich, ein Anruf genügte und die Gerhardts waren in Sonntagsuniform frühzeitig startklar. Ein oder mehrere Zivis fuhren die beiden. Ob sie immer das Neueste dabei erfuhren, entzieht sich meiner Kenntnis. Gerhardt, der Ältere, versuchte, die neue Situation in Worte zu kleiden: Mit euch war es eigentlich schöner! Warum wohl? Weil Menschen mit Behinderung zur Gemeinde oder Gemeinschaft einfach dazugehören. Nur durch die Integration der Menschen mit Behinderung in der Gemeinde vor Ort entsteht ein wechselseitiges Geschehen, das für die Gemeinde selbst fruchtbar ist. Es geht darum, in der Gemeinde voneinander und, in Bezug auf Menschen mit Behinderung, von ihnen zu lernen.

Wenn Sie mich konkret fragen, was ich dabei gelernt habe, kann ich Ihnen antworten: Die Geduld und der feste Glaube, der den Gerhardts geholfen hat dieses Elend zu ertragen, ist eine Lebenserfahrung, die ich machen durfte. Mit der Geduld haben wir Freiheit erfahren und mit der gleichen Geduld werden wir bestehende gesellschaftliche Ungerechtigkeiten überstehen, bis wir uns eines Tages am Ziel unseres Glaubens wiederfinden. Diesmal zitiere ich die Höhner: „Es gibt ein Leben, ein Leben nach dem Tod“.

*\* Der Autor ist leitender Angestellter der Stadtverwaltung und Gemeindemitglied St. Franziskus, Chemnitz*



## **Fraternität**

### **Botschaft vom brüderlichen Geist der Liebe, vom Für- und Miteinander der Behinderten**

Erich Riedel\*

Die Fraternität ist ihrem Wesen nach und in der Intention ihrer Begründer auf die religiöse Orientierung der Menschen mit Behinderung und Langzeitkranken ausgerichtet. Aus einem Erlebnisbericht einer Pilgerreise nach Lourdes, der an die Mitpilger verschickt wurde, folgten weitere Briefe. Die Resonanz auf diese Briefe, die vielfach auch Nichtadressaten erreichten, war groß. Im vielfältigen Echo kamen, nicht nur Dank und allgemeine Anerkennung zum Ausdruck. Auch mancher Hinweis war dabei; der wichtigste darunter war der auf die Tätigkeit von Frau Dr. Hoffmann, Trier, der Verantwortlichen für die deutsche Equipe der Fraternität. Ihre Ostern, Pfingsten und Weihnachten erscheinenden Rundschreiben an Menschen mit Behinderung mit einer Auflage von 600 Stück wurden mit dem Frankfurter Rundbrief, der zunächst 4 x im Jahr versandt wurde, zusammengelegt.

Zitat aus dem 1. Rundbrief: Dieser Rundbrief steht im Dienste der Krankenfraternität. Alle, die ihn lesen, die das Organ dieser Bewegung begrüßen oder sich dieser Bewegung zugehörig fühlen, sollen wissen, es ist ihr Rundbrief. Und an anderer Stelle: Unsere Aufgabe sehen wir darin, mit allen eine Fraternität zu bilden, d. h. in brüderlichem Geiste miteinander Kontakt aufzunehmen, eine gute Verbindung zu pflegen und einander beizustehen. Die ersten Rundbriefe lösten eine Fülle von Zuschriften aus, die von dem kleinen Team um Lorenz Buchberger nicht hätten beantwortet werden können. Für das Redaktionsteam war es aber auch wichtig, die bereichernden Anregungen, Gedanken und Meinungen der Leser nicht einfach abzuheften und in Ordnern verstauben zu lassen. Man entschloss sich daher zur Drucklegung des bisher vervielfältigten Rundbriefs als Zeitschrift (8 Seiten) und vierteljährlichem Versand. Damit konnte ein größerer Kreis erreicht werden. Die Auflagen stiegen innerhalb von 4 Jahren von 600 auf 5.000 Exemplare. Heute erscheint der Rundbrief 6 x im Jahr und hat einen Umfang von 20 Seiten. Im Dezember 2003 erschien der 200. Rundbrief. Ausgabe 1/2004 ist moderner geworden, an Bewährtem wollen wir festhalten, Schlacken des Älterwerdens abstreifen und Neues mit Gottes Hilfe wagen. Wir sehen uns mit dieser Einstellung in der Tradition der Begründer. Das „Lebensbild“ der Fraternität wäre ein Torso, wenn es auf den Rundbrief und alle darauf bezogenen Aktionsfelder reduziert bliebe.

Unmittelbar nachdem die ersten Rundbriefe das große Echo gezeitigt hatten, organisierte L. Buchberger „Behinderten-Treffen“. Diese fanden zunächst in Pfarrgemeinden, deren Gemeinschaftsräume mit Hilfsmitteln erreichbar waren, statt; doch in den meisten

Fällen erwiesen sich die vorhandenen Sanitärräume als nicht behindertengerecht. Es dauerte oft lange, bis Gemeindeleitungen von der Notwendigkeit behindertengerechter Kirchenzugänge, Sanitär- und Gemeinschaftsräume überzeugt werden konnten. Später waren die Treffen für den gesamten Frankfurter Bereich beim Caritasverband Offenbach.

#### **Der Fahrdienst**

Damals wurde der Fahrdienst weitgehendst von action-365-Helfern geleistet. Für Menschen mit Behinderung und Helfer oft unbefriedigend. Beim Transport über enge Wohnhaustreppen und außerhalb des Rollstuhls im PKW wurde die Freude über das Gemeinschaftserlebnis durch die Ängste und Umstände bei der Hin- und Rückfahrt erheblich getrübt. Durch den Gedankenaustausch und die Rundbriefe ermuntert, regte L. Buchberger aktive Behinderte zur Gruppenbildung vor Ort an. Es entstanden Gruppen in Bremen, Berlin, Mönchengladbach und noch etwa 20 weitere. Unermüdlich war er im PKW zu Gründungstreffen der Gruppen unterwegs. Mit dem Rollstuhl im Kofferraum, der Wagen gesteuert von einem Zivi oder Familienmitglied. Seine sachlich fundierte Argumentation zur Situation Rollstuhlbehinderter und deren Ausgrenzung vom öffentlichen Leben fand lange vor dem Jahr der Behinderten (1981) Gehör in Amtsstuben, bei den Bischöflichen Ordinariaten, dem Caritasverband in Freiburg etc. . Hier entstand auch durch seine Anregung 1972 eine Dokumentation zur Situation der Körperbehinderten in der BRD. Unter der Trägerschaft des Caritasverbandes Offenbach wurde nach jahrzehntelanger Planung mit Behinderten aufgrund der intensiven Bemühungen von L. Buchberger 1974 das Kontakt- und Freizeitzentrum (KFB) für Behinderte St. Ludwig gebaut.

In 21-tägigen Trainingszeiten konnten hier in den letzten Jahrzehnten ca. 3.500 Menschen mit Körperbehinderung Hilfen zur Selbsthilfe in Gemeinschaft hautnah erleben. Die vorrangige Zielsetzung für die Rotationsbelegung des KFB sollte sein, Körperbehinderten aus Überbehütung in Familien und Altersheimen, auch aus der ehem. DDR, den Weg zu einem würdigen und eigenständigen Leben öffnen. Der Erfolg gab L. Buchberger recht. 60 % aller Kursteilnehmer führen heute ein eigenständiges Leben in eigener Wohnung bzw. mit dem Partner. Viele von ihnen konnten, da eigene Fähigkeiten gefördert und entfaltet wurden, in den Arbeitsmarkt vermittelt werden. Natürlich sorgte L. Buchberger dafür, dass der Aufenthalt für den Einzelnen finanziell tragbar bzw. durch Spenden oder Zuschüsse abgesichert wurde.

Die Fahr- und Transportprobleme für Menschen mit Behinderung, das zeigen die Erfahrungen der ersten Treffen, waren mit Privat-PKW's nicht zufriedenstellend lösbar. Taxis aber waren genauso ungeeignet und viel zu teuer. Transporte mit Kastenwagen boten zwar genug Platz, verfügten aber nicht über Sicherungen für Rollstuhl und Fahrgast.

Doch irgendwie hatte L. Buchberger einen ersten geeigneten Kleinbus auf Spendenbasis geordert, den der Autor vom Automobilwerk zu einem Spezialausrüster nach Aalen brachte. Dort wurden unter Beihilfe von Behinderten und nach vielen Telefonaten aus und nach Frankfurt die ersten TÜV-abnahmefähigen Halterungen für Rollstuhl und Fahrgast nachgerüstet. Die schiefe Ebene war damals noch Standardausrüstung. Ein ungeheurer Aufwand war bis zum ersten Einsatz dieses Kleinbusses nötig. Der Einbau von Halterungen und Sicherheitsgurten, die danach noch vom TÜV abgenommen werden mussten, verursachten einen umfangreichen Formularaufwand und ca. 850 DM Prüfgebühren, diese wurden auf dem Verhandlungswege gestundet und nach Einschaltung des Sozialdezernats erlassen.

Heute verfügt der Fahrdienst der Fraternität über 13 Behinderten-Kleinbusse, jeder mit Sicherheitsein-

richtungen ausgerüstet für vier Rollstuhlfahrer und vier gehfähige Begleitpersonen sowie Hebebühne. Nach Einschätzung der Sozialbehörden Frankfurt/M. ist der Fahrdienst der Fraternität der beste, weil zuverlässig, pünktlich und preiswert. Ohne diesen Fahrdienst wäre die Mobilität der Menschen mit Behinderung, z. B. für Fahrten zum Arzt, zu Konzerten etc. bis hin zu den jährlichen Ferienfahrten undenkbar.

Inzwischen hatten einige Kirchenleitungen die Eingänge zu den Kirchen und Gemeinschaftsräumen behindertengerecht umgerüstet, Fahrstühle eingebaut, Behörden die Amtszugänge für Behinderte ermöglicht, im Stadtgebiet viele Bordsteinkanten abgesenkt etc. Von den verschiedenen Verwaltungsgremien der Stadt wurde die Fraternität als kompetenter Beratungspartner empfohlen bzw. den Architekten verordnet.

Ohne die Persönlichkeit Lorenz Buchbergers (selbst schwerbehindert, nur der linke Arm ist bewegungsfähig), ist meines Erachtens Fraternität in Deutschland in ihrer heutigen Struktur und im Aufbau nicht vorstellbar.

*\* Der Autor ist Architekt. Von Menschen mit Behinderung hat er gelernt, was lebensfördernde Architektur bedeutet.*

## Die Harley-Fahrer von Sylt!

Brigitte Leipold\*

Markus I., ein spastisch gelähmter 16-jähriger Junge und Teilnehmer an der Syltfreizeit, sah im Fernsehen einen Bericht über die Sylter Harley-Fahrer von der Aktion Korso über die Insel für Tschernobylkinder. Er wollte so ein Erlebnis auch haben und schrieb an den Harley-Club. Leider bekamen wir keine Antwort.

Am ersten Tag in Sylt kam ein Reporter von der Sylter Zeitung zu uns, um einen Bericht über unsere Gruppe zu machen. Diesem Reporter erzählten wir von unserem Wunsch. Er hatte Kontakt zu dem Leiter der Harley-Gruppe. So sorgte er für die Vermittlung unseres Anliegens. Günnie, der Leiter der Harleys, rief mich sofort an und gab uns eine Zusage für einen Besuch.

Innerhalb einer Woche hatte er mit seinen Kollegen einen Termin für uns und stand Mittwochabend mit acht Maschinen und Helmen vor dem Haus Stegerwald. Alle durften nun mehrere Runden auf dem Gelände drehen! Selbst die Schwerstmehrfachbehinderten trauten sich aufs Motorrad. Das ganze Haus war auf den Beinen, um diese Attraktion zu sehen.

Später luden wir die Motorradfahrer zu einem kleinen Imbiss ein. Autogramme geben war selbstverständlich. Die Leute erzählten uns, dass sie öfter solche Aktionen für „Benachteiligte“ machen würden. Sie beantworteten auch alle Fragen der Jugendlichen.

Mich hat besonders die Spontaneität und die Hilfsbereitschaft der Leute beeindruckt. Es war ein unvergessliches Erlebnis für uns alle.

Harley-Fahrer schiebt man leicht in die Ecke von Rockern, die nichts Gutes im Sinne haben! Wir durften das Gegenteil erfahren.

*\* Die Autorin ist ehrenamtliche Mitarbeiterin beim Verein zur Förderung Körperbehinderter Menschen*



## TERMINE

---

### **Zusatzqualifikation pastoraler Dienste in der Seelsorge für Menschen mit psychischer Erkrankung und Behinderung**

Die Zusatzqualifikation beginnt im September 2004 und endet im Mai 2006.  
Die Ausbildung findet im Kardinal-Schulte-Haus, Bensberg, statt.

### **Arbeitskreis 2004 der Diözesan-Seelsorger, Diözesan-Referenten/-innen und Diözesan-Beauftragten in der Pastoral für Menschen mit Körperbehinderung:**

Vom 23. bis 24. November 2004 im KSI (Katholisch Soziales Institut), Bad Honnef

### **Jahrestagung 2005 der Diözesan-Seelsorger, Diözesan-Referenten/-innen und Diözesan-Beauftragten in der Pastoral für Menschen mit Sehschädigung:**

Vom 25. bis 27. Januar 2005 im Maternushaus, Köln

### **Jahrestagung 2005 der Diözesan-Seelsorger, Diözesan-Referenten/-innen und Diözesan-Beauftragten in der Pastoral für Menschen mit Hörschädigung:**

- Jahreskonferenz am 15. Februar 2005 im KSI (Katholisch Soziales Institut), Bad Honnef
- Fachtagung am 16. Februar 2005 im KSI (Katholisch Soziales Institut), Bad Honnef

### **Jahrestagung 2005 der Diözesan-Seelsorger, Diözesan-Referenten/-innen und Diözesan-Beauftragten in der Pastoral für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung:**

- Fachtagung vom 07. bis 10. März 2005 im KSI (Katholisch Soziales Institut), Bad Honnef
- Jahreskonferenz vom 10. bis 11. März 2005 im KSI (Katholisch Soziales Institut), Bad Honnef

#### Impressum

**Herausgeber:** Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

**Verantwortlich:** Dipl. Theol. Diakon Johannes Schmitz (komm. Leiter der Arbeitsstelle)

**Redaktion:** Andreas Heek (ah), Johannes Schmitz (js), Klaus Walter (kw), Katharina Gall (kg)

**Mitarbeit:** Karl-Hermann Büsch (khh), Dr. Juliane Mergenbaum (jm)  
Hans Peter Bleck (hpb)

**Geschäftsstelle:** Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Georgstraße 20, 50676 Köln

Telefon: 0221/27 22 09 00

Fax: 0221/16 42 71 01

E-mail: [bpdbk@t-online.de](mailto:bpdbk@t-online.de)

[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

**Ausgabe:** 04/2004; 2. Jahrgang

**Bezug:** Über die Arbeitsstelle

**Layout:** Maya Hässig, Köln

**Druck:** Zimmermann GmbH, Medien, Köln

„Behinderung & Pastoral“ erscheint zweimal im Jahr.

Alle Artikel im Internet unter: [www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

**Themenschwerpunkt Heft 05 „Behinderung und Familie“**

Alle Artikel im Internet unter: [www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 15. September 2004

(Erscheinungstermin: Dezember 2004)

## **Jeder Schritt – ein Stück des Weges**

06. bis 10. September 2004 Jahreshauptversammlung der Fraternität der Körperbehinderten und Langzeitkranken in Deutschland, Wilhelm-Kempf-Haus, Wiesbaden-Naurod

## **Gemeindenahe Psychiatrieseelsorge?! – neue Herausforderungen eines klassischen Seelsorgefelds**

11.–15. Oktober 2004 Fortbildung für PsychiatrieseelsorgerInnen

Die Psychiatrieseelsorge muss ihren monozentrischen, ausschließlich klinikbezogenen Standort weiten in Richtung einer multizentrischen Präsenz in Einrichtungen, Diensten und Initiativen des gemeindepsychiatrischen Versorgungsverbands. Diese Weitung der Psychiatrieseelsorge darf nicht rein additiv erfolgen, sondern hat ein integriertes Pastoralkonzept zum Ziel. Zwei Exkursionen eröffnen Begegnungsräume mit Praxisansätzen einer erneuerten Psychiatriepastoral.

**Referent:** Dr. Martin Pott, Referent für Pastoralentwicklung im Bischöfl. Generalvikariat; 1996–2003 Pastoralreferent im Projekt „Integrierte Psychiatrieseelsorge Aachen“, Aachen

**Ort:** Katholisches Soziales Institut, Bad Honnef

**Kosten:** ÜN/VP: 226,00 € Kursgebühr: 124,00 € = Gesamt: 350,00 €

**Anmeldung** erbeten bis **30. Juli 2004** an: Deutscher Caritasverband, Referat Gesundheitshilfe in Zusammenarbeit mit der Konferenz kath. Krankenhauseelsorge, Postfach 420, 79004 Freiburg, Tel. 07 61/200-356, Fax 07 61/200-609, E-Mail: Susanne.Reinhard@caritas.de

Die Kurswoche wird veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

## **Colloque œcuménique international de pastorale spécialisée in Clervaux/Luxembourg vom 7.–11. März 2005**

Internationale ökumenische Studienwoche für BehindertenseelsorgerInnen  
in französischer Sprache.

**«Handicap mental plus maladie mentale – Comment faire pour bien faire?»**

Aspects psychiatriques, psychopédagogiques, bibliques et pastorales.

**Les intervenants viennent des différents pays européens.**

Les interventions seront traduites en Allemand.

Info und Anmeldung: Hannes Peters, Pastoralreferent, Kalverbenden 91, 52066 Aachen, Tel. 02 41/6 00 41 29, Fax 02 41/6 00 41 20, E-Mail: peters.behindertenseelsorge@t-online



## BUCHTIPPS / MATERIALIEN / MEDIEN

---

Lebenshilfeverlag Marburg

### **Bäume wachsen in den Himmel –**

### **Sterben und Trauern**

Ein Buch für Menschen mit geistiger Behinderung

(Marburg 2004)

ISBN 3-88617-511-1

Schon seit längerer Zeit gibt es in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung eine breite Diskussion über die Frage: Wie soll man, wie kann man mit diesen Menschen über Sterben und Tod sprechen? Wie mit den individuellen Verarbeitungsweisen von Trauer und Schmerz umgehen? Wie soll man der Hilflosigkeit von SchülerInnen, BewohnerInnen, LehrerInnen, BetreuerInnen begegnen? Wie kann man das verschämte Schweigen überwinden, die Ausflüchte und Vertröstungen vermeiden? Kurz: Was kann man tun?

Das Buch „Bäume wachsen in den Himmel“ gibt nicht auf alle Fragen Antworten. Aber es überwindet das Wegschauen, das Verdrängen, die Angst vor der Realität des Todes, indem es ins Wort bringt, ins Bild setzt, was Menschen mit geistiger Behinderung beschäftigt.

Besonders auf eine Frage hat das Buch keine Antwort: auf die Frage nach dem Warum? Und zwar deshalb, weil es auf diese Frage keine Antwort gibt, weil diese Frage in die Sackgasse führt, in die Verzweiflung, in die Verbitterung. Sie führt nicht weiter. Deshalb wählen sie einen anderen Weg: den Umgang mit dem, was ganz konkret Menschen mit geistiger Behinderung beschäftigt. Die Art und Weise der Beschäftigung lässt darauf schließen, dass der Arbeit für dieses Buch jahrelanges Zusammensein mit Menschen mit geistiger Behinderung zugrunde liegt.

Wie im Untertitel schon benannt, spricht das Buch in erster Linie Menschen mit Behinderung an. Und es kann keinen Zweifel geben, dass die Inhalte auch ankommen. Wer selber lesen kann, kann allein und für sich Gewinn erzielen. Die des Lesens nicht mächtig sind, bekommen allein schon durch die Bilder Berührung mit dem Thema: das offene Grab, traurige Mitschüler, das Totenzimmer, der blasse Sterbende. Das Vorlesen der Texte und das Gespräch miteinander über die Geschichte eröffnet ungeahnte Möglichkeiten für alle Betroffenen.

BetreuerInnen, SeelsorgerInnen, LehrerInnen bietet das Buch wertvolle Anregungen für den Begleitprozess, dem sich alle Betroffenen stellen müssen. Angeboten werden kurze Gebete, Psalmen, Lieder, Gedichte. Aber auch praktische Ideen wie Luftballons mit guten Wünschen für den Verstorbenen, die man zum Himmel aufsteigen lässt oder das Werken einer Uhr für den Tag und einer für die Nacht zum Zeichen dafür, dass man immer an den Sterbenden denkt, weisen darauf hin, dass es sehr lebendige, lebensbejahende Formen des Umgangs mit dem Tod geben kann. (ah)

Janna Stoll

### **Auf der Spur der Schattenschwester, Erfahrungen einer Borderline-Patientin**

(Berlin 2002)

ISBN 3-8280-1797-5

Das Wort „Erfahrungen“ aus dem Buchtitel bleibt viel zu blass angesichts dessen, was sich dem Leser, der Leserin bei der Lektüre eröffnet. Wohl niemand wird sich der Kraft der Bilder, der schonungslosen Direktheit in der Darstellung und der hohen emotionalen Dynamik entziehen können. Janna Stoll, Jahrgang 1980, lässt uns in auch sprachlich beeindruckender Weise teilhaben an ihrem leid- und letztlich doch auch verheißungsvollen Ringen mit dem bei ihr erst vor kurzem diagnostizierten Borderline-Syndrom. Im „Rahmen“ der Schilderung einer siebenmonatigen stationären Behandlung beschreibt und reflektiert sie so viele Facetten Borderline-typischen Erlebens und Verhaltens, dass sich das Buch wie die Roman-Form eines psychiatrischen Handbuches liest. Ein Buch für Betroffene wie für Angehörige/Freunde und Profis. Niemand wird das Buch ohne Gewinn zur Seite legen, auch wenn vieles aus Jannas Lebens- und Behandlungskontext außergewöhnlich und damit nicht (kurzschlüssig) verallgemeinerbar ist. Exemplarisch, packend, ermutigend. Nur eines sei noch verraten: in der „Schattenschwester“ aus dem Titel begegnen wir „Nelly“, der in einer speziellen Traumatherapie aufsteigenden, in frühester Kindheit abgespaltenen Seite ihres Ichs und damit einer weiteren, der dissoziativen (multiplen) Persönlichkeitsstörung. (hpb)

Tilman Moser

### **Von der GOTTESVERGIFTUNG zu einem erträglichen Gott, Psychoanalytische Überlegungen zur Religion**

(Stuttgart 2003)

ISBN 3-7831-2318-6

1976 erschien Mosers Bestseller, dessen Titel „Gottesvergiftung“ er in signifikant modifizierter Form in der jetzt vorliegenden neuen Publikation, 27 Jahre später, wieder aufgreift. Damals schrieb Hans Krieger in „Die Zeit“: „Mosers Buch ist kein Buch gegen die Religion. Es ist ein Buch gegen den als Religion getarnten oder für Religion gehaltenen Missbrauch menschlicher Gefühle.“ Es entsteht der Eindruck, dass Krieger die Radikalität von Mosers damaligen Ausführungen verharmloste. Aber seine Einschätzung könnte eine Brücke sein zum „Moser heute“. Stand Moser vor bald 30 Jahren bei seinem Versuch, Entstehung und die verheerenden Auswirkungen religiös begründeter Neurosen zu analysieren mindestens in Gefahr, „das Kind mit dem Bade auszuschütten“, so liest sich das aktuelle Buch wie eine über Jahre in therapeuti-

scher Praxis gewachsene neue Annäherung. Moser muss sich nicht in seiner kritischen Einschätzung korrigieren, aber er differenziert jetzt anders und kommt damit „der Wahrheit“ wohl näher. Auf Seite 74/75 schreibt er: „Sie sehen also: Ich kann ihnen, anders als die Tonart der ‚Gottesvergiftung‘ vermuten lässt, nicht mit wuchtigen Provokationen dienen, befinde mich eher auf der Suche, im Aufbau von neuen Einstellungen.“

...Möglicherweise geht eine spirituelle Begabung in meine berufliche Arbeit ein, im Patienten auch das göttlich gegebene Lebensrecht zu respektieren und religiöse Einstellungen fördern oder entneurotisieren zu können, auch wenn ich diese heilende Kraft für mich selbst nicht zur Verfügung habe.“ Im Eingangsteil des Buches stellt er seinen heutigen Deute-Ansatz vor. Er analysiert dort ein menschliches Grundgefühl, das er „Fähigkeit zur Andacht“ nennt. Da es zwischen seelischer Gesundheit und stützenden Formen des Glaubens einen nachweisbaren Zusammenhang gebe, müsse man also sozusagen aus psychohygienischen Gründen für Religiosität eintreten. „...vielleicht bringt uns die Diskussion einige Schritte weiter.“ (S. 74) Sein Buch ist ein hilfreicher Beitrag dazu. (hpb)

**Klaus Schmidt**

**Das gefährdete Leben.**

**Der Kölner Arzt und Gesundheitspolitiker**

**Franz Vonessen (1892–1970), Eine Biographie**

(Köln 2004)

ISBN 3-7743-0346-0

Wer sich als Psychiatriseelsorger im Erzbistum Köln intensiv mit der Psychiatrie-Geschichte in Deutschland beschäftigt, bei dem wird das Kapitel „Psychiatrie in der NS-Zeit“, im Kontext von „Eugenik/Rassenhygiene“ und „Erbgesundheit“ tiefe Spuren hinterlassen. Anfang dieses Jahres wurde im Rundfunk ein Buch vorgestellt, in dem die Auseinandersetzung mit dem Thema „Zwangssterilisierungen im Dritten Reich“ eine besondere Rolle spielen sollte. Das Buch fesselt von der ersten bis zur letzten Seite. Ja, es geht auch um „Zwangssterilisierung“, aber eingebunden in eine Biographie, die exemplarisch teilhaben lässt an politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Strömungen dieser Jahre (auch der Vor- und Nachkriegszeit!). Mitten darin das Ringen eines katholischen Kölner Stadt-Arzt um ein vor seinem Gewissen zu verantwortendes berufliches Handeln. Die Ambivalenz und Gegensätzlichkeit von (Moral)- Theologen und kirchlichen Amtsträgern seiner Zeit zur „Eugenik“ dokumentiert der Autor in beklemmenden Zitaten. So z. B. in den Ausführungen des Moraltheologen Dr. Joseph Mayer, Assistent am Institut für Caritaswissenschaft in Freiburg und Hauptschriftleiter der Zeitschrift ‚Caritas‘ in seinem Buch ‚Gesetzliche Unfruchtbarmachung Geisteskranker‘, wo er nicht nur ein flammendes Plädoyer für die Zwangssterilisierung „erblich belasteter Geisteskranker,

moralisch Irreer und anderer Minderwertiger“ hielt, sondern sogar die Grenze zur Euthanasie überschritt: Sie ständen in ihrem „Triebleben auf der Stufe unvernünftiger Tiere... Wenn darum ein Mensch der ganzen Gemeinschaft gefährlich ist und sie durch irgendein Vergehen zu verderben droht, dann ist es löblich und heilsam, ihn zu töten, damit das Gemeinwohl gerettet wird“. Mayers Buch erschien mit bischöflicher Druckerlaubnis und fand bei katholischen Seelsorgern an deutschen Heil- und Pflegeanstalten allgemeine Zustimmung.

Klaus Schmidt leistet mit seiner Biographie Franz Vonessens nicht nur historisch aufschlussreiche Erinnerungsarbeit, sondern errichtet zugleich ein ‚Mahnmal‘ in Buchform als Beitrag zu ethischen Fragestellungen und Positionen unserer Zeit. (hpb)

**Wolfgang Reuter**

**Heilsame Seelsorge**

**Ein psychoanalytisch orientierter Ansatz**

**von Seelsorge mit psychisch Kranken**

Theologie und Praxis Bd. 19, 280 S. LIT-Verlag (Münster 2004)

ISBN 3-8258-7127-4

„Heilsame Seelsorge“ erfordert einen Perspektivenwechsel. Sie rechnet mit dem Leiden als einer Grunderfahrung des Menschen, die der praktisch-theologischen Reflexion bedarf. „Leidensfähigkeit statt Leidvermeidung“, die „Kompetenz der Leidenden“ und der „heilsame Blick aufs Fragment“ sind Charakteristika dieses Ansatzes. „Heilsame Seelsorge“ unterscheidet sich so von heilkundlich-ärztlichem Handeln, wie auch von „helfend“, „heilend“ oder „therapeutisch“ definierten Seelsorgekonzepten und theologischen Entwürfen. Damit liefert diese Arbeit einen grundlegenden Beitrag – nicht nur für die Seelsorge mit psychisch Kranken. Sie eröffnet eine neue Perspektive für die Pastoral und Pastoraltheologie.

**Michaela Speier-Musahl**

**Zeichenvielfalt deuten**

**Semiotische Grundlagen für den Religionsunterricht mit hörgeschädigten Menschen**

ca. 300 Seiten,

**Theorie & Praxis, Band 7**

(ISBN 3-924055-37-8)

Kommunikation, Religion, Zeichen – diese drei Stichworte umschreiben das Kernanliegen der Autorin: Die Anerkennung der vielfältigen Kommunikationsformen und Weltdeutungen unterschiedlich hörender, sprechender und gebärdender Menschen.

Das Buch beschreibt sechs verschiedene Ansätze zum Religionsunterricht mit hörgeschädigten Menschen und verdeutlicht Probleme und Chancen

semiotischer Rückbezüge in Hörgeschädigten- und Religionspädagogik.

Ausführlich und umfassend widmet sich die Autorin der Semiotik Umberto Ecos. Elemente seiner Zeichentheorie werden in Überlegungen zu hörgeschädigtenpädagogischen und religionspädagogischen Grundlagen eingebunden.

Das Buch wendet sich nicht nur an PastorInnen und LehrerInnen, sondern auch an alle, für die Hörgeschädigtenpädagogik weit mehr als Sprachunterricht ist.

## Medien

### mittendrin

Unter diesem Titel hat die katholische Behindertenseelsorge des Kantons Zürich (Schweiz) einen Film produziert, der dem tieferen Verständnis der Arbeit der Behindertenseelsorge dient. Des Weiteren gibt er Einblick in das Alltagsleben von Menschen mit Behinderung, in deren Probleme, besonders aber auch in deren Lebensreichtum und Lebensvielfalt.

Der Film eignet sich besonders für die Arbeit in Pfarreien, Religionsunterricht .... und wird mit einer Arbeitshilfe zum Preis von 79,00 € zzgl. Versandkosten angeboten.

Bestellnummer VC30185 bei: Medienladen, Badenerstrasse 69, CH-8026 Zürich; info@medienladen.ch

Patrik De Rond, Erzbistum Luxemburg – Pastorale Dienststelle für Menschen mit Behinderung

### Auf gleicher Augenhöhe –

#### Was bedeutet Behinderung im Alltag?

#### Barrierefrei: Hörversion, Gebärdensprache, Einfache Sprache, Untertitel

Der Film entstand in Zusammenarbeit und im Auftrag des Referates Behindertenseelsorge im Erzbistum Köln und der Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz.

Menschen mit Behinderung erleben Situationen wie Einkaufen, Kochen und Essen oder Abfallwegbringen anders als Menschen ohne Behinderung, auch den Umgang mit einer Kindergruppe und bloß das Entlanggehen auf dem Gehsteig neben der Straße.

Der Film bietet die Möglichkeit, die oben beschriebenen Situationen aus der Perspektive jeweils eines Menschen mit einer bestimmten Behinderung zu erleben: gehörlos, blind, psychisch, körperlich oder geistig behindert. Mit den Möglichkeiten des Films wird der Zuschauer an vielen Stellen unmerklich in die Wahrnehmungsweise zum Beispiel eines Gehörlosen, eines körperlich Behinderten oder einer Blinden hineingezogen und hat so die Chance, wenigstens ein wenig von dem mitzuerleben, was für den oder die Betroffene alltäglich ist. So kann der Betrachter einen kleinen Ausschnitt der Welt durch die Augen eines Menschen mit Behinderung sehen; und vielleicht hilft das, diesem oder dieser Anderen auf Augenhöhe zu begegnen und Barrieren abzubauen, die unser Zusammenleben belasten.

Der Film ist gedacht für den Einsatz im pädagogischen wie auch im therapeutischen Feld. Personengruppen, die in psychosozialen Berufen arbeiten, wie zum Beispiel Seelsorger, Lehrer und Erzieher, können mit diesem Medium angeregt werden, sich mit den Fragen und dem Lebensgefühl von Menschen mit Behinderung auseinander zu setzen. Bei Tagungen oder in Weiter- und Fortbildungsseminaren eignet sich der Film als „warming up“, um dann im Gespräch eigene Vor-Erfahrungen oder Eindrücke auszutauschen zur Vorbereitung auf die Begegnung mit einem Menschen mit Behinderung. Der Film kann sensibilisieren und Neugier wecken, sich mit den Fragen von Behinderung im Allgemeinen wie auch mit einzelnen Themen im Besonderen zu beschäftigen.

Bezug über: Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung, Georgstraße 20, 50676 Köln, Tel. 02 21/27 22 09 00, Fax: 02 21/16 42 71 01, Mail: behindertenseelsoge@erzbistum-koeln.de

## „Behinderung & Pastoral“ für Menschen mit Sehschädigung

### Im Internet:

[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

Hier finden Sie unter der Rubrik „Publikationen“ die Zeitschrift sowohl als PDF-Datei als auch als einfaches Word-Dokument, in dem keine Bilder vorhanden sind.

**Als Hörkassette:** Die neue Ausgabe der Zeitschrift ist auch als Hörkassette erhältlich.

### Die Ausleihadresse: Deutsche Katholische Blindenbücherei

Graurheindorfer Str. 151a, 53117 Bonn

Tel.: 0228/559490, Fax: 0228/5594919 (ah)



Josef Habeler

Geboren 1944 in Wiener Neustadt, verheiratet, drei Kinder, bis 2000 Baggerfahrer

2. Dezember 2000 Unfall (Sturz vom Baum)

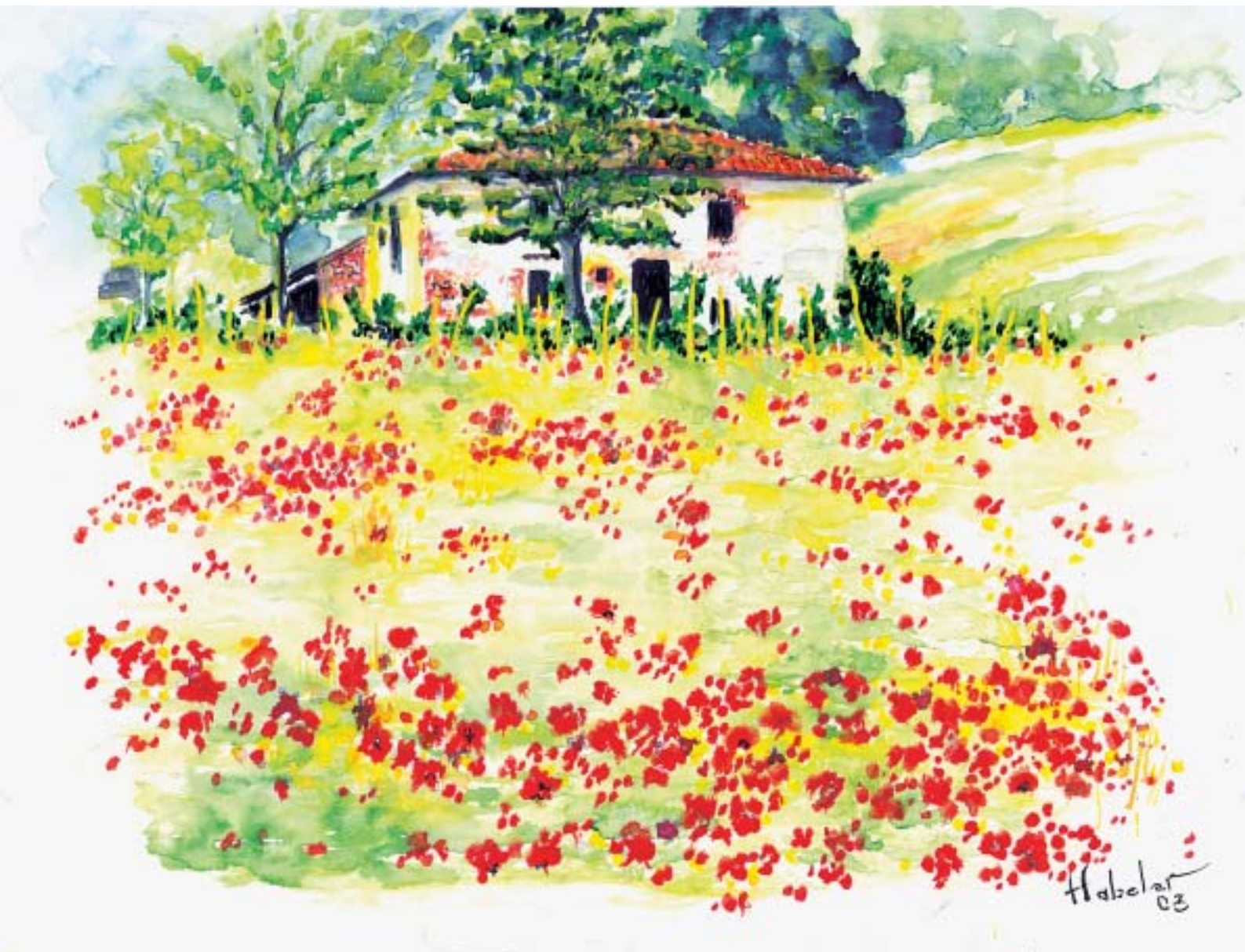
Querschnittlähmung vom 4. Halswirbel abwärts

2 Monate Krankenhausaufenthalt, 8 Monate Rehabilitation

Erste Malversuche mit dem Mund im Juli 2001 (Seidentücher)

Seit Januar 2002 spezielle Staffelei zum Mundmalen

Verschiedene Ausstellungen in Österreich







**04**/Juni 04

**Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz**

Georgstraße 20, 50676 Köln, Tel. 0221/27 22 09 00, Fax 0221/16 42 71 01, e-mail: [bpdbk@t-online.de](mailto:bpdbk@t-online.de)  
[www.behindertenpastoral-dbk.de](http://www.behindertenpastoral-dbk.de)

